This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

2 45 0381 4582
LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD

Ueberblick

der

Geschichte Ost-Asiens

in

Sechs Vorlesungen

von

Dr. Joh. Ernst Rud. Käuffer,

Königl. Sächs. Consistorialr., ord. evang. Hofprediger, Ritter des K. Sächs. Albrechts- u. Königl. Preuß. Roth. Adler-Or. III. Cl., Mitglied der Deutsch-Morgenl. Gesellschaft.

Leipzig,

Verlag von Julius Klinkhardt.

1864.

D
303.4
K21
1864
LANE
HIST

LANE

MEDICAL LIBRARY

SEAL OF THE LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
SEMPER VIGILO
1885

HISTORY OF MEDICINE
AND NATURAL SCIENCES

Ueberblick

der

Geſchichte Oſt-Aſiens

in

Sechs Vorleſungen

von

Dr. Joh. Ernſt Rud. Käuffer,

Königl. Sächſ. Conſiſtorialr., ref. evang. Hofprediger, Ritter des K. Sächſ. Albrechts- u. Königl. Preuß. Roth. Adl.-O. III. Cl., Mitglied der Deutſch-Morgenl. Geſellſchaft.

Leipzig,

Druck und Verlag von Julius Klinkhardt.

1864.

LANE LIBRARY

A 30?TT
K21
1864

Vorwort.

Diese Vorlesungen mit öfterem Hinblicke auf die Geschichte der Menschheit überhaupt sind hier vor einem Kreise von gebildeten Männern und Frauen gehalten worden. Galt doch dem Unterzeichneten dabei nichts Geringeres, als manchen Freunden der Wahrheit, welche ja immer Gottes heilige Sache ist, den Horizont etwas weiter zu stellen, als er noch bei der Mehrzahl der Gebildeten, ja der Gelehrten unserer Tage ist. Der Unterzeichnete bekennt selbst, daß er, obschon immer voll regen Antheils an allem Menschlichgroßen, doch vor fünfzehn Jahren noch keine Ahnung gehabt hat theils von der immensen Literatur, welche besonders seit den letzten fünfzig Jahren auf diesem Gebiete der Forschungen aufgehäuft ist, theils von dem vielen Großartigen, was dort erschienen ist, und manchem Hochbedeutsamen, was Gott auch in jenen Gegenden den Menschen gegeben hat. Vornehmlich sei noch hier den Freunden der aufblühenden Jugend für klaren und festen Geschichtsunterricht die hier gegebene, von ehrwürdigen

Sachkennern völlig gebilligte Eintheilung der Perioden der Geſchichte empfohlen. Mögen dieſe Vorleſungen auch jetzt freundliche Aufnahme finden und Anregung zu manchem tieferen Einblicke in die Wege und Werke Gottes bieten!

Dresden, den 15. Decbr. 1863.

Dr. Käuffer.

Erſte Vorleſung.

Das Land

und von der

A. Alten Zeit

(von x bis 500 vor Chriſti Geburt):

Die Erſte Periode,

die Urzeit,

von x bis 2200 vor Chriſti Geburt.

Hochzuverehrende, Geliebte!

Bei der regen Theilnahme, welche mit gutem Grunde zu dieſer unſrer Zeit die Länder- und Völkerkunde findet, kann der Gelehrte, welcher Fachwiſſenſchaft er ſich immer gewidmet habe, ja der Gebildete überhaupt, unmöglich einiger näheren Kunde der Geſchichte Oſt-Aſiens entbehren, ohne bald bedeutende Lücken in ſeinen Erkenntniſſen wahrzunehmen und ſchmerzlich zu empfinden. Wir kannten ſeit Jahrhunderten die Geſchichte der Menſchheit mehr oder weniger faſt nur aus dem, was Hebräer, Griechen und Römer darüber berichtet haben, aber ſeit mehr denn hundert Jahren iſt ja die Kunde von der Geſchichte jener Völker durch die Forſchungen der Franzoſen, Engländer, Deutſchen, Holländer, Ruſſen u. a. unendlich erweitert worden und bei „der muſterhaften Gewiſſenhaftigkeit der Männer, welche bisher auf dieſem Felde der Geſchichte geforſcht haben, immer nur auf Dasjenige ſich zu beſchränken, was ihnen unmittelbar vorlag, keine weitern Schlüſſe machen zu wollen über den Kreis ihrer Arbeit hinaus und die Früchte nicht zu Markte zu bringen, ehe ſie reif waren," — iſt es gelungen,

ſchon zu manchen größern und ſicheren Reſultaten zu gelangen. Gilt es doch dazu hierbei der Geſchichte von faſt mehr als der Hälfte der auf der Erde wohnenden Menſchen und ſieht man doch hier wie in eine neue Welt, in eine Welt, aus welcher wir ſeit Jahrhunderten, ja zum Theil ſeit Jahrtauſenden manche, für unſre Lebensweiſe wichtig gewordenen Dinge entnahmen, in welcher vieles theils an ſich Großartige, theils doch höchſt Denkwürdige zur Erſcheinung kam, und immer iſt es eine von der unſrigen bedeutend verſchiedene Welt Gottes, eine Welt von Brüdern, denen Er ſich auch in vieler Weiſe „nicht unbezeugt gelaſſen hat.“

Das Intereſſe gebildeter Männer und Frauen an den Denkmälern dieſes Theiles der Geſchichte der Menſchheit anzuregen, iſt nun der Zweck dieſer Vorleſungen, in welchen ich den Kreis der Hörer weiter nehme, als ich bei meinem größern Werke: Geſchichte von Oſt-Aſien, Leipzig bei Brockhaus, 3 Bände 1858 ꝛc. nehmen konnte, welches doch hauptſächlich für Kreiſe von Gelehrten berechnet war; und werden nun dieſe Vorträge in Fülle und Blüte des Styles manchmal hinter meinen eigenen Wünſchen zurückbleiben, ſo hoffe ich doch, daß Sie, Verehrte, immer einen Erſatz dafür in der möglichſten Sicherheit der dargebotenen Erkenntniſſe finden ſollen, da ich mich gleich in der Vorarbeit zu jenem Werke, durch manche ähnliche Erfahrungen belehrt, gewöhnt hatte, nichts in meine Erkenntniſſe aufzunehmen, was ich nicht theils in guten Ueberſetzungen von Schriften der betreffenden Völker ſelbſt, theils in Angaben der Männer, welche unmittelbar aus den Urquellen ſelbſt ſchöpften und die Zeugniſſe davon vorlegten, beſtätigt fand und von allen weitern, abgeleiteten Büchern, wieweit möglich, keinen Gebrauch gemacht habe, welche treffliche Namen eines Herder, Schloſſer u. a. hierbei genannt werden könnten. Daß wir durch gute, zum Theil ſchon unter verſchiedenen europäiſchen Völkern revidirte Ueberſetzungen einen Einblick in die hauptſächlichſten Schriften jener Völker haben, verdanken wir nur den Bemühungen einer Menge einzelner Forſcher, denn welcher Sterbliche hätte ſo umfaſſende Sprachkenntniſſe, daß er die Urſchriften der Chineſen, Inder, Tübetaner, Mongolen, Japaneſen, Malayen u. ſ. w. in irgend genügender Weiſe zu durchforſchen vermöchte, und wäre er auch ein Mithridates oder Mezzofanti.

Da gedenke ich Ihnen nun heute vorerſt einen gedrängten Ueber-

blick der Länder Oſt-Aſiens zu geben, weil doch die Lebensweiſe des Menſchen in vielfacher Beziehung zu ſeinem Klima, zu den Bergen und Strömen, wie zu den Erzeugniſſen ſeines Landes ſteht; in den folgenden Vorleſungen aber aus der alten, mittlen und neuen Zeit von Oſt-Aſien einzelne wichtige Gegenſtände vor die Seele zu führen, jedoch ſo, daß ich immer dem Strome der Zeit in ſeine verſchiedenen Perioden folge.

Natürlich fragen Sie mich jetzt zuerſt: was heißt Oſt-Aſien? Ziehen Sie, Verehrteſte, von der im Norden gelegenen Inſel Nowaja Semlja in ſüdlicher Richtung eine Linie durch den größern Theil des Ural, dann nach einiger Unterbrechung und öſtlicher Ablenkung längſt des Belut-tagh und von da weiter nach Süden durch das Soleyman-Gebirge am weſtlichen Ufer des Indus bis an das ſüdliche Meer, ſo haben Sie die Scheidegrenze zwiſchen Weſt- und Oſt-Aſien; was öſtlich von dieſer Linie liegt, iſt Oſt-Aſien.

Da liegt nun zunächſt, an dem eben genannten Belut-tagh nach Oſten hingeſtreckt, Central- oder Inner-Aſien, um in einem indiſchen Bilde zu reden, wie eine rieſige, an Größe ganz Europa übertreffende Schildkröte, welche ihre Vorderfüße in den beiden Hauptſtrömen China's, im Kiang und Hoangho entſendet, im Süden ihre Seitenfüße im Indus, in der Ganga, dem Brahmaputra und Kambodſcha-Strome, im Norden aber im Ob, Jeniſei, Lena und Amúr, im Weſten dagegen im Dſchihun (dem Oxos) und im Syr (dem Jaxartes der Alten) hat. Als Riſſe gleichſam und Kämme liegen auf ihrem Rücken an der ſüdlichen Seite das mächtige Gebirge des Himâlaja,*) im Norden das des Altaï und in der Mitte zieht ſich ſüdlich der Kuenlün und und weiter nördlich der Thianſchan hin; nur daß, wie jedes Bild auch ſeine nicht völlig angemeſſene Seite hat, Sie den mittleren Theil dieſes Koloſſes nicht in Verhältniß zu den Randgebirgen erhöht, ſondern vielmehr eingeſenkt, aber doch nach mancherlei angeſtellten Meſſungen auch da noch von Brocken- oder Lauſchen-Höhe denken müſſen; daher man dieſen Theil von Oſt-Aſien auch das öſtliche Hoch-Aſien genannt hat, zum Unterſchiede von dem angrenzenden weſtlichen Hochlande

*) Man lege den Accent auf das erſte (lange), nicht wie jetzt gewöhnlich iſt, auf das zweite (kurze) a.

Asiens. Daß aber Central-Asien im Allgemeinen betrachtet eine Hochebene sei, zeigt schon jeder Blick auf die Landkarte, da von den sie umschließenden Gebirgen wol nach allen Seiten hin viele Ströme abfließen, aber keiner in das Innere dieses Ländergürtels hineingeht und nur einige wenige Flüsse und Bäche, welche von innern Bergen kommen, sich im Sande oder in Binnenseen verlieren, z. B. der Tarim-Fluß in den Lop-See.

Blicken wir jetzt zunächst auf die genannten Hauptgebirge, so zieht sich der Himâlaja, d. i. Schneepalast, in einer Länge von etwa 400 geographischen Meilen dahin, in einer Ausdehnung also, welche der von der Südspitze Portugals bis Jerusalem gleichkommt. Hier sind bekanntlich die bei Weitem höchsten Berge der Erde, unter ihnen der jetzt als höchster bekannte Everest, nach dem Namen des Chefs der Vermessungen so benannt, oder Gaurisankar, wie er bei den Leuten jener Gegend heißen soll, 29,000 Fuß hoch, gleich als stellte man auf den Chimborasso den Gotthard und auf diesen etwa den Brocken. Der Himâlaja steigt aber von Indien aus in der Regel in vier Regionen oder Gebirgsreihen empor. In der untersten ist im Westen viel Hügelland mit dem reizenden Kaschmirthale, sicher einst einem Binnensee, nach Osten hin viel Sumpf und Lachen mit üppig aufschossendem Grase, Strauch- und Baumwuchse, freilich auch wie die Heimat der hier lagernden Elephanten, Krokodile, Riesenschlangen, Leoparden und Tiger, während in der obersten vierten sich in stiller Majestät über unabsehbare Schneefelder die mit ewigem Schnee bedeckten letzten Zacken und Kegel erheben.

Zwischen dem Himâlaja nun und dem Kuenlün liegt Tübet, unbezweifelt das im Allgemeinen höchste Gebiet der Erde. An den westlichen Höhen ist hier die berühmte Shawlwolle, welche von den Brusthaaren einer Ziege gewonnen, zur Verarbeitung nach Kaschmir geführt wird, gleichwie die prächtige Türkwolle von einem noch ungezähmten Thiere. Ist man auf einsamen, zum Theil noch durch räuberische Stämme gefährdeten Pfaden durch Labyrinthe von Felsen oder geklüfteten Steinen, an schwindelnden Abgründen mit vergiftenden Dämpfen vorüber, endlich auf die vorliegende Höhe gekommen, so geht es oft 8 bis 14 Tage auf einer schneeigen Tafelfläche von Montblanc-Höhe und einer Breite von ganz Deutschland hin, dann 3 bis 4 Tage steil hinab

und bald ein zweites, drittes, viertes Mal hinauf. Manche der vielen hier befindlichen hohen Plateaux bieten jedoch noch über Erwarten reiche Ernten und in manchen Einsenkungen gedeihen Aepfel, Birnen, Wein, Aprikosen und Melonen, dagegen giebt es wieder viele salzreiche und sterile Landschaften und wie am Himâlaja hoch hinauf, so hier nicht allzuselten versteinerte Seemuscheln, Reste des alten, gehobenen Meeresgrundes. Hier weiter östlich kam, um nur das Eine zu erwähnen, vor etwa 20 Jahren der Lazarist, Minoritenmönch Huc, welcher in höherem Auftrage mit seinem Gefährten Gabet von Peking aus über das nomadische Bergland Tangut (welches uns auch als die Heimat des schon im Alterthume hochgeschätzten Rhabarber und des Moschus merkwürdig ist), nach Lhassa, der Kulturmitte Tübets, reiste, um den Wohnsitz des Dalai Lama, des lebenden Buddha, näher kennen zu lernen, freilich im November, aber doch im Breitengrade von Sicilien und Malta, unter Anderem auf ein Plateau vierzehntägiger Wanderung, wo auf der Brust die Tsambakuchen gefroren, obgleich die Brust mit einer Robe von dickem Schaffell, dann mit einem Gilet von Lammfell, sodann einem kurzen Mantel von Fuchsfell, endlich einer großen wollenen Kasake geschützt war.

Doch wir gehen jetzt in den mittlern Theil Central-Asiens, nach der Hohen Tatarei, der vordern Gobi, d. h. Wüste, dem alten Meeresgrunde, der, wie Alexander von Humboldt sagt, vielleicht ersten Erhebung der Erdrinde aus der Wasserflut, hinüber. Geht man der Axe des vulkanischen Thianschan nach, welcher die nördliche Grenze dieses wie Deutschland großen Gebietes bildet (sagt von Humboldt), nach Westen über die Naphtagänge und Spalten bei Bokhâra, über den von Erdstößen häufig heimgesuchten Ararat, den Kaukasus, das vulkanische Becken des Mittelländischen Meeres nach Lissabon und den Azoren, so hat man wol die längste und regelmäßigste Zone vulkanischer Reactionen, welche es auf der Erde giebt. Dieses noch in seinen Niederungen über 3000—4000 Fuß hohe Gebiet hat zwar an den Bergen hin einige mit fruchtbaren Gefilden gesegnete Städte: Yarkand, Khotan, Hami u. a., ist aber zum bei weitem größten Theile von der in unabsehbaren Sand- und Kieselflächen starren, alles Lebens beraubten Wüste bedeckt. Hier ging, worauf wir später zurückkommen werden, die alte Seidenstraße von China nach Vorder-Asien.

Achten Sie aber hierbei wohl auf die wichtige Einſenkung, welche von China herkommend die vordere, weſtliche Gobi von der hinten, öſtlichen ſcheidet und das einzige Eingangsthor nach China bildet, aber auch ſchon ſeit den Zeiten vor Chriſti Geburt durch eine Reihe von Garniſonſtädten bewahrt iſt. Würde Rußland einſt hier und durch die weiten Niederungen der nördlich vom Thianſchan liegenden Dſungarei, in welche China ſeine höhern Staatsgefangenen ſendet und welche es daher mehrfach ſich geſichert hat, einen Zugang für ſeinen Handel nach China erlangen, ſtatt daß derſelbe jetzt den weiten Weg über Kiachta zu nehmen genöthigt iſt, — welcher Gewinn dann! Ein tüchtiger Anfang iſt dazu gemacht, denn abgeſehen davon, daß, wie jetzt bekannt geworden iſt, Rußland in dieſen letzten zwanzig Jahren die weſtlich von Oſt Aſien liegende, bisher freie Große Kirgiſenſteppe — ein Gebiet ſo groß als Frankreich, Preußen und Schweden zuſammengenommen und noch dazu zum Theil im Breitengrade von Mailand gelegen — man kann nicht ſagen erobert, ſondern in Beſitz genommen hat, ſo fahren jetzt Moskowitiſche Dampfſchiffe auf dem Balkaſchſee, welcher noch vor hundert Jahren auf den chineſiſchen Karten ein gutes Stück ins Chineſiſche Reich hinein verzeichnet ſtand.

Und ſo kommen wir denn an das nördliche Grenzgebirge Inner-Aſiens, an den goldhaltigen Altaï. Hier iſt nun nach Morgen hin die ungeheure, im Oſten vom Khingan-, im Süden vom chineſiſchen Grenzgebirge begrenzte, noch in ihren mittlern, niederen Flächen an Bruſthöhe hinanreichende Hochebene der öſtlichen Gobi, der ſogenannten Mongolei, der, wie die ſchon erwähnte vordere Gobi, meiſt aus Sand, Geſtein und mehre Salzſeen enthaltende Meeresgrund, welchen wir vornehmlich aus den Berichten der in 40 bis 50 Tagen von Kiachta bis an die Chineſiſche Mauer wandernden ruſſiſchen Miſſionen kennen.

Blicken wir nun noch einmal auf Central- oder Inner-Aſien, ſo erkennen wir nach alledem leicht, wie erſchwerend daſſelbe für den Landverkehr mit China war, wie es ihm aber auch namentlich von Weſten her lange Zeiträume hindurch viel Sicherheit und Ruhe bot, ſich in ſeinem Innern entwickeln zu können.

Folgen Sie mir nun gefälligſt an die genannten, von Central-Aſien ausgehenden Hauptſtröme. Da führt uns denn zunächſt im

Südwest der Indus nach dem reich von der Natur gesegneten, fast wie die Hälfte von ganz Europa großen Vorder-Indien, dem Lande, wie der Chinese Fahian so bezeichnend sagte, wo es „feucht und warm" ist. Beachten Sie da zunächst die zwei großen Dreiecke, in welche sich das Land theilt. Ziehen Sie nämlich von der Mündung des Indus in östlicher Richtung eine Linie nach der Mündung des Ganges, so haben Sie ein oberes, nördliches Dreieck mit seiner Spitze an der Gangesmündung; dieß ist Hindostan, so groß als die östreichische Monarchie dreimal genommen, das eigentliche Kulturgebiet Vorder-Indiens, und unter dieser Linie mit der Spitze nach Süden ist das andere, südliche Dreieck, das Dekhan, d. h. das Rechtsliegende, weil es, wenn der Kultur-Inder an seiner heiligen Ganga beim Morgengebete sich nach Osten wandte, ihm zur Rechten hin, südlich lag.

Der Indus, eigentlich Sindhu, d. i. Strom, entspringt in einer der dem Inder heiligsten Gegenden, auf dem Himâlaja in der Nähe der heiligen Alpenseen, am hohen Kailâsa und hat, erst westlich, dann südlich gelenkt, bis zur Feste Allock in reißendem Gange seinen obern Lauf. Hier ist westlich nach Kabul hin der Schlüssel zu Indien, das eigentliche Eingangsthor, wo daher auch Alexander der Große mit seinen Makedonen, Timur mit seinen Mongolen und andere Heereszüge über den Strom setzten.

Während nun vornehmlich nach dem verheerenden Eindringen der Muhammedaner jetzt im Indusgebiete weniger die ursprünglich indischen Elemente hervortreten, kommen wir an der heiligen Ganga, dem Ganges, in die wahren Ursitze des Brahmanenthums. Diese „Tochter des Himmels, auf die Erde gekommen um diese zu entsühnen", ist mit ihrer Zwillingsschwester, der heiligen und geliebten Jamunâ (Dschemna) an den Südabhängen des Himâlaja geboren. Wie nun der Inder überhaupt dem Baden in einem Duab, d. h. dem Zusammenströmen zweier Flüsse, eine entsühnende Kraft zuschreibt, so wallfahrtet an das Duab dieser beiden Flüsse jährlich eine große Menge Hindu's, im geheiligten zwölften Jahre oft gegen 2 Millionen Pilger, um im Baden an dieser Stätte Entsühnung, Heil und in frommem Wahne selbst den Tod zu suchen. — Endlich blicke man auf den mächtigen, freilich zum kleinsten Theile an Vorder-Indien gehörenden und in seinen Anfängen noch weniger bekannten Brahmaputra.

Das Dekhan, zu seinem größern Theile ein drei- bis viertausend Fuß erhöhtes Tafelgebiet, hat nördlich das Vindhja-Gebirge in Vogesenhöhe mit einer in gabelig getheilter Masse südwestlichen Absenkung. Sehr merkwürdig und von großem Einflusse auf die Atmosphäre der Umgegend wie auf die Erhaltung des ganzen Dekhan, welches sonst längst von den mit der wildesten Gewalt anstoßenden Wogen des Großen Oceans würde weggespült sein, sind die meist gegen acht Meilen vom Meeresufer abstehenden Bergzüge, die Ghat, sowol an der westlichen Küste Malabar, als an der östlichen, der Koromandelküste (mandala heißt Bezirk), nebst den dazwischen liegenden Tafelflächen und üppigen Niederungen. An diesem westlichen Gebirgszuge hin ist nun das Land, in dessen Wärme und Feuchtigkeit der Pfefferstrauch seine Heimat hat, gleichwie hier weiter hin die über die halbe Welt verbreiteten Diamanten von Golkhonda ꝛc. gefunden und gewonnen werden. — Muß ich doch hier von der Zeit gedrängt gestehen, daß ich nur ungern von einer auch nur flüchtigen Angabe der unermeßlichen Schätze absehe, welche Flora, Fauna und Plutus aus Vorder-Indien überhaupt uns bieten und unerschöpft schon seit Jahrtausenden uns geboten haben (auf dies und jenes edle Erzeugniß aber werden wir im Verlaufe der Geschichte dieser Länder hingeführt werden), absehe also von diesen Diamanten, Rubinen, Gold u. a., der Baumwollenpflanze, Zuckerrohr, Indigo, den köstlichen Narden, wie dem ganz einzigen, riesigen Bodhibaume u. a., absehe von Elephanten, deren erste vier nach Europa als Geschenk Alexanders des Großen an seine Mutter Olympias kamen, den Pfauen, Papageien, von denen Ktesias berichtete, daß sie mit Indern indisch, mit Griechen griechisch sprächen, und endlich absehe von den köstlichen Perlen des südlichen Gestades. — Wer aber vermöchte die seltene Fülle und Schönheit der wol gesegnetsten Insel des Erdballs, Ceylon, würdig zu schildern, dieser „Krone Indiens", der Zimmtinsel, des wahren Gewürz- und Palmencilandes?

Schneller nun als auf den Flügeln des Dampfschiffes eilen wir jetzt über den Bengalischen Meerbusen nach Hinter-Indien hinüber, dem vielgezackten Lotosblatte, wie der Inder sagt, das sich im Norden an die zum Theil noch sehr hohen Schneegebirge lehnt und nach Süd und Südost viele Bergketten, wie Rippen des Blattes, entsendet, zwischen welchen bedeutende Flüsse, besonders der gewaltige Kambo-

dschastrom, hingehen. Die eine Blattspitze ist lang, bis fast an den Aequator in der durch ihre Bergzüge geschützten Halbinsel Malakka ausgestreckt. Das ganze Hinter-Indien ist freilich nicht viel größer als Hindostan allein, umfaßt aber, während die Engländer (denen hier das zum Schiffbau treffliche Tekholz sehr zu gute kommt), den größten Theil der Westküste in Besitz genommen haben, die Reiche Birman, Siam und Anam mit manchen zeitweilig selbstständig gewesenen Reichen und Gebieten. Das Innere von Hinter-Indien ist weniger bekannt, doch sagt der um die Kunde dieser Gegenden sehr verdiente Crawfurd: „Die Länder, welche zwischen Siam und China liegen, sind ohne Zweifel die am meisten begüterten des ganzen asiatischen Festlandes.“ Gold findet sich hier mehr als in Vorder-Indien, vornehmlich aber schon in alter Zeit an der Malakkastraße das einst so hoch und köstlich gehaltene Zinn. Besonders groß und werth gehalten ist hier der Elephant; hier sind viele Thiere aus dem Katzen-, aber wenige und keine vom Hundegeschlechte, nicht Wölfe, Hyänen, Füchse u. s. w.

Wenden wir uns jetzt zum Indischen Archipel, so liegen hier wie in einem vor Hinter-Indien und dem südlichen China hingespannten Halbkreise zahllose größere und kleinere Inseln, welche im Süden durch große Bergketten vor dem Andringen des Meeres geschützt sind; unter diesen Inseln beachte man vornehmlich die größeste unseres Planeten, Borneo, dann die wundersamst gestaltete Insel Celèbes, ferner das für die Kulturgeschichte dieser Gegenden und für den Handel wichtige Java (Dschawa) und die an Muskatnüssen und Gewürznelken reichen Molukken, auch die nördlicheren Philippinen. Man findet auf diesen Inseln viele, zum Theil großartige vulkanische Erscheinungen.

Lassen Sie uns nun zu dem an Einwohnerzahl größesten Lande steuern: dem von China (ich meine nicht das Reich China, welches ja fast völlig das ganze Central-Asien mitumfaßt). Vorerst sei hier allgemein bemerkt, daß wir Deutsche dies Wort ganz entschieden Tschina oder doch Sina schreiben, wenigstens so sprechen sollten; der Zischlaut ist hier wesentlich, auch haben ihn Portugiesen, Engländer und Franzosen, indem sie ihr ch, mit welchem sie den Namen schreiben, mit dem Zischlaute sprechen. Wir wollen aber jetzt bei dem dritten, südlichen Becken des Landes, in welchem der ansehnliche Strom Sikiang oder Tschukiang geht, vorüberseglen, da dieser ganze Landstrich, besonders in

ſeinem weſtlichen Theile ein Berg- und Waldrevier, im Oſten dagegen mit gutem Anbau des Theeſtrauches, mit herrlichen Granatbäumen und Ananas verſehen, doch erſt verhältnißmäßig ſpät, erſt in den letzten Jahrhunderten vor Chr. G. dauernden und merklichen Theil an der chineſiſchen Kultur genommen hat, wie denn erſt ſeit einigen Jahrhunderten Kanton zu größerer Bedeutſamkeit gelangt iſt. Wir fahren jetzt vielmehr durch die an 4 geographiſche Meilen breite Mündung des nach dem Amazonenſtrome Amerika's größeſten Stromes der Erde, des Kiang, d. i. Strom, oder wie er „der Sohn des Weltmeeres" in ſeinem letzten Theile heißt, Jangtſekiang, in das mittlere Becken des Landes hinein, welches zwiſchen dem Peling, dem Nordgebirge, und dem Nanling, dem Südgebirge, liegt. Der genannte Fluß hat in ſeiner graziöſen Beugung nach Süden eine Stromentwickelung von mehr denn 600 geogr. Meilen, gleich als ſetzte man an die lange Wolga noch den Rhein und an dieſen wieder die Weſer; noch an 200 Meilen aufwärts iſt er eine halbe Stunde breit. Iſt man, wie an Seen und Strömen China's Aehnliches ſich mehrfach findet, auf dem Kiang bisweilen an halbe Stunden breiten und ſehr langen Flößen vorübergefahren, auf welchen Menſchen ganze hingetragene Aecker ausgebreitet haben, nährende Pflanzen ziehen, leben und ſterben, ohne vielleicht jemals ans Land gekommen zu ſein, und kommt man nun an die reizenden, überaus fruchtbaren Gegenden des Poyang-See, bis zu welchem hin, alſo an 100 Meilen weit, noch die Meeresflut aufſtaut — und ſieht im Waſſer zahlloſe, buntfarbige Fiſche, Goldfiſche der verſchiedenſten Art, deren erſte im J. 1711 nach Europa kamen, auf der Oberfläche des Waſſers die prachtvollen, violetten, weißen oder rothen, reich duftenden Blüten der in allen ihren Theilen nutzbaren Nymphaea nelumbo mit ihren auf dem Waſſerſpiegel hingebreiteten Blättern; ſieht am Geſtade die hier heimiſchen Orangen und Limonien (die Portugieſen brachten ja die erſte Pommeſine, Pomme de Sina, nach Europa), die blühenden Camellien- und Magnolienwälder, in dieſen die Gold- und Silber-, wie in ſehr großer Menge die gemeinen Faſanen, unzählige bunt und prächtig gefiederte Vögel und Inſekten ꝛc., ſo kann man ſich das Staunen und Entzücken denken, welches bei dieſem Anblicke ſelbſt Engländer ruhigern Blutes ergriff. — Fahren wir nun nicht fern von der Weltſtadt Nanking, d. h. der Südreſidenz (Peking bedeutet die

Nordreſidenz) auf dem mit Recht weltberühmten Kaiſerkanale, von welchem wie von der Großen Mauer ſpäterhin die Rede ſein wird, nach dem zweiten Hauptſtrome China's, dem Hoangho, d. i. dem Gelben Strome, hinüber, ſo kommen wir in das nördliche, oberſte Becken, in welchem dieſer „erhabene" Strom geht; gelb iſt im Chineſiſchen die Farbe des Erhabenen, Heiligen. Weil der Strom nach alten Berichten und Karten der Chineſen in ſehr alter Zeit in den Golf von Petſcheli gemündet und große Verheerungen angerichtet hat, ſo iſt er ſchon vor mehr denn 4000 Jahren durch rieſige Waſſerbauten des Miniſter, nachherigen Kaiſer Jü, in Durchbrechung von Felſen, in Leitung durch mächtige, zum Theil höher als die daran liegenden Städte und Dörfer aufgerichtete Dämme in einen geregelteren, ruhigeren Lauf gebracht und ſpäterhin endlich in ſein jetziges ſüdliches Bette hinüber geleitet worden. In dieſem nördlichen Becken, von welchem einſt, wie wir nachher ſehen werden, die Kultur China's ausging, gedeiht Zuckerrohr, Baumwolle und Thee nicht mehr, Seide und Reis aber (was alles im ſüdlichen und mittlern Becken des Landes in Fülle angebaut iſt), nur hin und wieder; doch finden ſich hier noch gute Getraidearten und vornehmlich an den nördlichen Bergen, aber auch anderwärts, ſeit mindeſtens ſieben Jahrhunderten geöffnete und mehrfach benutzte, reiche Steinkohlenlager.

Ohne nun in der höher gelegenen, kälteren Mandſchurei, dem nordöſtlichen Theile des Chineſiſchen Reiches, und in Korea uns aufzuhalten, dieſer an Geſtaltung unſerm Italien vergleichbaren Halbinſel, wenden wir uns nach dem an vierthalb Tauſend größere und kleinere Inſeln umfaſſenden Reiche von Japan. Unter dieſen vielen Inſeln ſind beſonders vier große, nämlich Nipon, d. i. Sonnenaufgang, dann Kiuſiu (Neun Provinzen), von wo einſt die aus China gekommene Koloniſirung ausging, ſodann Sikok mit vier Reichen und das nördliche Jeſo (nicht zu verwechſeln mit Jeddo, der großen Hauptſtadt auf Nipon). Zum Theil nicht ſelten noch thätige Vulkane und fürchterliche Erdbeben haben auf dieſen Eilanden viel Verheerungen angerichtet; doch iſt durch Sorgfalt im Ackerbau, in Bewäſſerungen ꝛc. auf den breiten fruchtbaren Ebenen ſeit Jahrhunderten ein reicher Segen im Anbau des Reiſes, der Baumwolle, des Thee's ꝛc. ſelbſt da erreicht worden, wo das Klima nicht immer günſtig war, wie geſund es auch im Allgemeinen ſein ſoll.

Nach den herrlichen, grasreichen Wieſen Kamtſchatka's will ich Sie jetzt nicht führen, auch nicht den furchtbar ſtarren Weg über den Norden Sibiriens, welches bekanntlich ſeinen Namen von der alten, zerſtörten, nahe beim nachherigen Tobolsk gelegenen Reſidenz Sibir hat; laſſen Sie uns vielmehr an die Mündung des mächtigen Amúr-Stromes ſteuern. Gewiß wird die von Rußland in dieſen Jahrzehnden bewirkte Gewinnung dieſes Fluſſes von großen Folgen für den ruſſiſchen Handel nach dem Großen Ocean ſein. Iſt doch ſchon die Rede von Entwürfen einer Eiſenbahn und Telegraphenlinien aus Moskau an die Mündung des Amúr. — Vom obern Amúr gehen wir nun in Oſt-Sibirien über die wichtigen Silber- und Bleibergwerke von Nertſchinsk nach Kiachta, dem Grenzemporium, dem Haupthandelsplatze für die meiſten zu Lande an uns gelangenden chineſiſchen Artikel, Karawanenthee ꝛc., gegenüber der chineſiſchen Handelsſtation Maimatſchin. Sollten Sie nun, da wir vorhin die Reiſe durch China, als ohne die ſchwer und kaum zu erlangende kaiſerliche Erlaubniß, nur zu Schiffe und zwar heimlich und tief verhüllt machen mußten, doch von unwiderſtehlicher Sehnſucht getrieben werden, ſelbſt einen chineſiſchen Ort zu betreten, indem von hier der genannte chineſiſche Ort nur 600 Fuß, ſoweit wie in Dresden die Altſtadt von der Neuſtadt, entfernt iſt, ſo muß ich Ihnen vorerſt im Allgemeinen ſagen, daß weitaus in dieſen Gegenden die mit Säulen oder Steinhaufen bezeichnete Grenze beiderſeits von Piquets bewacht wird, ſo daß ein Piquet zu dem nächſtfolgenden hinſpähen und leicht die Patrouille machen kann, wo dann dem ſcharfen Auge des Mongolen ſogar nicht der von einem Roſſe oder Wanderer geknickte Grashalm entgeht. An den ſüdlichen Grenzen von Central-Aſien iſt der Eingang ins Chineſiſche Reich nicht leichter; war doch, als der kühne Reiſende Moorcroft dort eindringen wollte, ſein Bild in einer den Engländer recht erkenntlich bezeichnenden Weiſe lange Zeit an den Mauern von Yarkand mit der officiellen Erklärung angeſchlagen: Wenn dieſer Menſch die Grenze paſſirt, ſo gehört ſein Kopf dem Kaiſer, ſein Geld aber iſt euer. Noch aber muß ich Ihnen, meine Damen, Folgendes zur Warnung erzählen, was ich aus dem Munde eines hier von uns Allen und in weiten Kreiſen deutſcher Zunge geehrten und geliebten Mannes hörte, welcher es aus ſicherer Quelle von Augenzeugen zu wiſſen behauptete. Die junge Gemahlin eines hohen

ruſſiſchen Beamten in Kiachta hatte gegen chineſiſche Grenzbeamte, welche da öfters in heiteren Gelagen mit Ruſſen und Fremden verkehren (während beide im Dienſte ſich ſtreng ſondern), jenes Verlangen ausgeſprochen; die Bitte wurde mit der größten Artigkeit abgeſchlagen, und als ſie nach manchen ſchlauen, aber vergeblichen Verſuchen, über das neutrale Zwiſchengebiet hinüber und einzudringen, ſich ſorgfältig in chineſiſche Tracht gehüllt hatte, was jedoch die Chineſen mochten erfahren haben, was machten ſie da? ſie hingen ſo obſcöne Bilder wollüſtiger Geſchichten, worin bekanntlich die Chineſen ſehr ſtark ſein können, an die Thore und erſten Häuſer von Maimatſchin, daß die Dame ſchon von Weitem gern umkehrte. Wir beſchwichtigen alſo jenes Verlangen im Herzen und gehen am größeſten aller Alpenſeen der Erde, am Baikal-See vorüber nach Weſt-Sibirien, finden da in den Nordabhängen des Altaï die berühmten, bisweilen hoch aufgethürmten, mit mächtigen Pfeilern geſchmückten Tſchudengräber, in welche einſtmals eine längſt wie ſpurlos verſchwundene Völkerſchaft ihren Todten reichen, köſtlichen Schmuck in Gold, Silber und Kupfer niederlegte und ſo kommen wir endlich an die weſtliche Grenze Oſt-Aſiens, an die Oſtabhänge des Ural, über welche bekanntlich vor etwa 300 Jahren der Koſakenhetmann Jerman Timophehew vordrang, wodurch wir die erſte Kunde von Sibirien erhielten, und ſo Sibirien lange nach der Entdeckung von Amerika erſt gleichſam entdeckt worden iſt, obſchon der ehrwürdige, liebe „Vater der Geſchichte", Herodotos, über vier Jahrhunderte vor Chr. G. von Gegenden jenes Nordens erzählt hatte, in welchen „die Luft immer voll Federn iſt, im Winter mehr als im Sommer", und „wo die Leute ſechs Monate ſchlafen"; da habe ich aber die Meinung, ſagt er, wer viel Schnee hat fallen ſehen, der weiß, daß das wie Federn ausſieht.

Die alte Zeit Oſt-Aſiens

von x bis 500 vor Chr. G.

Erſte Periode

von x bis 2200 vor Chr. G.

Nachdem wir ſo das große, zum Theil wunderſam geſtaltete Terrain überblickt haben, auf welchem einſt der Menſch dort auftrat und ſeine Kräfte entwickelte und noch heute theils ungeſtört und, wenn es keine inneren Kämpfe giebt, in Ruhe lebt, theils in dem unabweislichen Andringen europäiſcher Kultur nehmend oder widerſtrebend dahingeht, ſteht jetzt vor uns der hohe, heilige Dom der Geſchichte Oſt-Aſiens — der heilige, ſagte ich? Ja, denn ſo wie der Muhammedaner ſagt; Gottes iſt der Occident, Gottes iſt der Orient! ſo ruft der Prophet im Buche Jeſaias (49, 12): „Siehe dieſe werden von ferne kommen, und ſiehe, Jene von Mitternacht, und Dieſe vom Meere (von Weſten) und Jene vom Lande Sinim", was, um es gleich hier zu bemerken, die unter Hebräern, Griechen und Römern früheſte (um 500 Jahre vor C. G.) Erwähnung der im äußerſten Oſten wohnenden Chineſen iſt.

Ehe wir aber in den Dom eintreten, in welchem die Denkmäler der Geſchichte Oſt-Aſiens aufgeſtellt ſind, geſtatten Sie mir, über die innere Abtheilung des Gebäudes nur Folgendes zu ſagen. Sie werden darin drei große Hallen finden, deren erſte der Alten, deren zweite der Mittlern, deren dritte der Neuzeit Oſt-Aſiens gewidmet iſt. Die alte Zeit nämlich geht von x Jahren bis 500 vor Chr. G., d. h. von chronologiſch unbeſtimmten Anfängen bis auf Kongtſe (Confucius) in China und auf Buddha in Indien. Die Erſcheinung dieſer beiden Männer iſt maßgebend, jeder zunächſt für ſein Land hochwichtig, und nun fällt das Leben Beider nicht allzufern von einander, obſchon der Letztere vielleicht hundert und mehr Jahre ſpäter als Jener gelebt hat. Bei 500 vor C. aber kann man füglich durch die Geſchichte der ganzen Menſchheit einen Durchſchnitt machen, denn um dieſe Zeit lebte der große Eroberer Kyros (Cyrus) in Perſien, kehrten die Juden aus der babyloniſchen Gefangenſchaft nach Jeruſalem zurück, hub die Blüte von Hellas an, wurden die Könige Roms vertrieben und begann da-

ſelbſt mit der Reihe der Conſuln die gewiſſere Geſchichte Roms. In dieſem ganzen Zeitraume treten in Oſt-Aſien nur die beiden Kulturvölker, Inder und Chineſen, hervor. — Die zweite Halle iſt der Mittlern, der Blüthenzeit dieſer Völker (ſo iſt es wenigſtens für Indien), geweiht. Sie reicht von 500 vor Chr. bis 1000 nach Chr., bis dahin, wo dieſe beiden Hauptvölker zum erſten Male unfrei werden, China für eine Weile unter mongoliſche, Indien unter muhammedaniſche Herrſchaft kommt. Auch hier dürfen wir in der Geſchichte der Menſchheit einen Durchſchnitt machen, da im Weſten gleichzeitig die Trennung der griechiſch- und römiſch-katholiſchen Kirche, die Aufbildung der Hierarchie und die Kreuzzüge erfolgen. — Die letzte Halle nun iſt die der Neuzeit Oſt-Aſiens von 1000 nach C. bis heute.

Da aber dieſer erſte Zeitraum, der **Alten Geſchichte Oſt-Aſiens** nämlich, von x Jahren bis 500 vor Chr. G., unzuberechnend lang, jedenfalls ſehr groß iſt und viele ſo verſchiedenartige Dinge enthält, daß ſie nicht füglich in einander gemiſcht werden dürfen, ſo hat man denſelben wieder in drei Unterabtheilungen geſchieden, deren erſte, die Urzeit, von x bis 2200 vor Chr., wir heute allein betrachten wollen, indem wir die zwei anderen der nächſten Vorleſung vorbehalten.

Sie werden nun beim Eintritte in die Urgeſchichte China's, denn von dieſem Lande müſſen wir beginnen, nicht von mir erwarten, daß ich anzugeben verſuche, wann und wie der Menſch da zuerſt aufgetreten ſei; welcher Sterbliche vermöchte dieß genügend zu beſtimmen? Nur muß ich entſchieden der oft geäußerten und zum Ueberdruß wiederholten Behauptung widerſprechen, als redeten chineſiſche Berichte von einer Einwanderung ihrer Urväter aus nordweſtlichen Gegenden. Geſchichtlich kann man die Chineſen von keinem andern Volke ableiten. Die Chineſen halten ſich, wie eine Menge andrer Völker, für Autochthonen, d. h. im Lande Geborene; es fällt keinem Chineſen nur im Entfernteſten bei, ſeine Urväter von anderen Völkern abzuleiten, und nur ſo viel geht aus ihren Schriften hervor, daß ihren Berichten zufolge die Kultur in China von den nordweſtlichen Provinzen, beſonders von Schenſi aus, ſich nach Südoſten am Hoangho herabgezogen habe. Befragt man die bis jetzt bekannten Zeugniſſe der Chineſen über dieſe ihre erſte Zeit, ſo hat dies Volk, völlig von der Natur durch Gebirge, Wüſte und Meer abgeſondert, auch in ſeiner ein-

ſilbigen und phonetiſchen Sprache faſt einzig auf der Erde daſtehend, viele Jahrtauſende lang ſich ganz in ſich ſelbſt entwickelt. — Einſilbig? fragen Sie? heißt denn aber nicht z. B. einer ihrer großen Kaiſer Tſin-ſchi-hoang-ti? Ja, indeß iſt in jeder Silbe doch ein Hauptbegriff, gleich als wenn wir ſagten: Gold-Sand-Fund-Ort; denn was ſagt der Name jenes Kaiſers? Dieß: der erhabene (hoang) Herrſcher (ti), ferner Schi, dieß iſt nun ſein Eigenname und Tſin, d. h. zum Stamme der Tſin gehörig. Dabei kennt der Chineſe keine An- und Abwandlungsſilben, ich meine wie im deutſchen Worte: „bezahlbar" die vor und nach dem Stamme „zahl" ſtehenden Silben: be und bar. Außerdem kann jede Wurzel ein Haupt- oder Bei-, Zeit-, Umſtands- oder Vorwort ſein, z. B. ta kann bedeuten: Größe oder groß, groß ſein oder auf große Weiſe; was es von dieſen eben heiße, das hängt ganz von ſeiner Stellung im Satze ab, wobei das Subject, hat es einen Eigenſchaftsbegriff neben ſich, mit Vorausſetzung deſſelben (z. B. Groß Kaiſer), jedesmal die erſte Stelle einnimmt, dann kommt das Zeitwort und hinter dieſem das Object des Verbum u. ſ. w.; erſt namentlich in neuern Zeiten brauchen ſie, um die casus auszudrücken, häufig gewiſſe Partikeln. Wie unglaublich es ſcheine und für uns ſchwer erreichbar, ſo können doch auf dieſe Weiſe große Feinheiten der Rede ausgedrückt werden. Indem ich aber vorhin ihre Sprache eine phonetiſche nannte, wollte ich damit dieß ſagen. Sie haben höchſtens gegen 450 einſilbige Laute; jeder derſelben kann wenigſtens 4, ja zehn und mehr verſchiedene Begriffe bezeichnen, je nachdem er mit ſteigendem oder fallendem, oder gerade aus fortgehendem Tone oder mit raſchem Abbrechen u. dgl. geſprochen wird. Nur ein mongoliſches Ohr, ſagt man, welches auf eine halbe Stunde weit das Kameel in der Wüſte kommen hört, kann oft dieſe feinen Nüançen unterſcheiden, daher für Europäer der Verkehr mit ihnen, namentlich in den von ihnen ſchlau geführten diplomatiſchen Verhandlungen ſehr ſchwer iſt; jedoch auch im Handel und Wandel hat der chineſiſche Kaufmann in der Regel ein Stück Kreide auf der Ladentafel liegen, um wenn das Malen der Charaktere, die er mit dem Finger in die Luft zeichnet, die Mißverſtändniſſe nicht löſt, durch Schreiben raſch nachzuhelfen, und etwas ſchreiben kann auch der gemeinſte Chineſe. — Aber wie wunderſam iſt nun dieſe ihre Schrift! Bekanntlich haben ſie keine Buch-

staben, sondern in den ältesten Zeiten mehr Bilder gehabt, z. B. zwei zusammenhängende Klappen einer Muschel, um den Begriff von Freunden auszudrücken, die Bilder von Thüre und Ohr, um damit das Hören, die von Wasser und Auge, um damit Thränen zu bezeichnen ꝛc.; seit langen Jahrhunderten aber haben sie bestimmte, meist nicht gerade nach einem Bilde gewählte Charaktere, in denen jedoch bei Todesstrafe kein Unterthan eine Aenderung machen darf. Diese Charaktere setzen sie nun mit ihrem Pinsel in senkrechten von oben nach unten gehenden und von der Rechten zur Linken folgenden Parallellinien oft seltsam und sehr poetisch zusammen, z. B. sie haben einen wie drei Masten mit einem Querstrich gestalteten Charakter, um den Begriff: Schiff zu bezeichnen, einen andern für den des Feuers, wieder einen andern für den der menschlichen Rede; stellen sie nun jenen ersten Charakter mit dem des Feuers in Einen zusammen, so bezeichnet dieser das Schiff im Feuer, d. h. das Flackern der Flamme; jener Charakter mit dem der menschlichen Rede verbunden bedeutet die Beredsamkeit (das Schiff in der Rede) u. s. w. So kann der Begriff: Liebe auf vielfache Weise bezeichnet werden, durch die Charaktere von Mondschein und Herz u. a.; und Sie können sich nun leicht denken, daß einerseits der Chinese wie am Klingen und Verhallen seiner Glöckchen, so in der eigenthümlichen Zusammenstellung dieser Charaktere, um einen bestimmten Begriff zu bezeichnen, eine Wonne, ein Vergnügen der erregten Einbildungskraft und Verstandesthätigkeit empfinden kann, wie wir bei unsern den Begriff streng fixirenden Buchstaben nicht empfinden können, daß aber auch andrerseits kaum irgend eine Sprache und Schrift für feste Bestimmung der Begriffe, für strenge Wissenschaftlichkeit, für tiefe Abstraction im höhern Kalkul, in Metaphysik u. dgl. weniger geeignet sein kann, als die chinesische.

Die sogenannten Lettré's nun, wie die Franzosen sagen, die Studierten, die nach wohl bestandenem Examen (in keinem Lande wird wol mehr examinirt als in China) promovirten Doctoren des Reiches, Anhänger des Kongtse oder Confucius, welchen man nachrühmen muß, daß sie mit achtenswerther Bescheidenheit streng unterscheiden zwischen dem, was geschichtlich beglaubigt ist und dem, was „vor der Geschichte" oder gar außerhalb derselben liegt, berichten über diese Ur- oder Sagenzeit China's wesentlich Folgendes: Die ersten Einwohner

des Landes lebten in den nordwestlichen Theilen des Landes ohne Häuser und Gesetze in Wäldern und Triften von Früchten des Landes wie vom Fleische erjagter Thiere. Darnach lehrte sie ein milder, gütiger Führer Hütten bauen, ein andrer die Erzeugung des Feuers und das Kochen des Fleisches; er leitete sie an, auf die Jahreszeiten zu achten und den Tien, den Himmel, zu verehren, gleichwie durch Befolgung der Regeln der Vernunft sich ihm dankbar zu erweisen. Fohi ferner, zum Herrscher erwählt (um 3000 vor C.), der eigentliche Gründer ihres Gemeinwesens, richtete seine erste Sorgfalt auf die Ehe, als auf die Basis aller gemeinsamen Ordnung, machte die Eintheilung des Volks in hundert Familien, lehrte sie die Zeit messen und führte bei Anleitung zum Schmelzen der Metalle auch musikalische Instrumente ein. Ein folgender Herrscher wurde „der göttliche Ackerbauer" und der nachdem kommende Hoangti (um 2700 vor C.), wurde zum ersten Male „der Sohn des Himmels" genannt, von welchem an sie den 60jährigen Jahreskreis zählen, nach welchem sie rechnen; er gründete ein Tribunal für Geschichte mit zwei Abtheilungen, die eine für die Ereignisse des Hofes, die andere für die des Volkes, führte die ältesten Schriftzeichen ein, baute einen Palast und ein Observatorium am Hofe für Erforschung des Laufes der Sonne, des Mondes und der fünf Planeten, so wie er eine Maschine bauen ließ, an welcher die Bewegungen der Sterne zu sehen waren, und verbesserte besonders den Kalender. Man hat nicht genügenden Grund, dieß zu bezweifeln, nur hüte man sich zu glauben, daß dieß und manches Derartige, über dessen frühzeitiges Vorkommen in diesem Volke man staunen muß, auf dem Wege strenger Wissenschaftlichkeit, tiefer theoretischer Berechnung u. dgl. sei erreicht worden, während es allein auf dem Wege einer verständig angebahnten Empirie oder Erfahrung von den Chinesen, dem „Volke der Arbeit", wie man sie bisweilen nicht ohne Grund genannt hat, ist erstrebt worden. — So sind wir denn bis zur hellern Zeit des Jao, bis zum Schlusse dieser Urzeit China's herangekommen.

Ehe wir aber heute scheiden, lassen Sie uns noch einen Blick auf die übrigen Länder Ost-Asiens, ja der gesammten Alten Welt richten. Da ist ringsum fast Alles auf der Erde in tiefes Dunkel gehüllt und am Schlusse dieser Urzeit treten als heller leuchtende Punkte nur be-

sonders China und Aegypten hervor. Was in den Mosaischen Geschichtsbüchern als Vor-Abrahamidisch berichtet wird, ist noch immer meist dunkel und unterliegt tiefen und schweren Untersuchungen, zumal da die dort genannten Personen zu großem Theile nicht sowol die Namen von Personen zu sein scheinen, als die von ganzen Stämmen, und zwar von Stämmen jener dort bezeichneten, gegen Ost-Asien gerechnet, vorderen Stämme zu sein scheinen. Erst nach dem Beginn der folgenden Periode kommt den wahrscheinlichsten jüdischen und christlichen Berechnungen zufolge Abraham aus Chaldäa, findet in Aegypten einen Pharao und somit ein Reich und erst nach seiner Zeit leuchten die ersten Könige Babylons vor, noch später dann leben die Reiche von Assyrien, Medien, Persien ꝛc. auf — und Europa lag jetzt noch in völliger Finsterniß. Doch muß ich Sie noch auf Zweierlei aufmerksam machen. Erstens war sicherlich jetzt Vorder-Indien wesentlich noch allein von der dunkelfarbigen Urrasse bewohnt, welche wir dort noch heute theils in den Sudra's, der dienenden Kaste, theils im Königreiche Nepâl am Himâlaja und einigen Stämmen des Dekhan antreffen. Zweitens gingen, wie man als fast entschieden annehmen muß, schon in dieser Urzeit, theilweise wenigstens, nach und nach von Hoch-Asien westlich nach Europa herüber die einander verwandten Stämme der Italer, dann der jene weiter nach Westen in ihre jetzigen Sitze drängenden Pelasger und Hellenen, nordwestlich die Germanen, nordöstlich die Slaven. Indeß, Verehrteste, ich komme hiermit auf eine zu wichtige Sache, als daß ich nicht der nächsten Vorlesung aufbehalten müßte, einiges Nähere über die eben berührte, unbestreitbar zu den größesten, geschichtlichen Entdeckungen dieses Jahrhunderts gehörende indogermanische Sprachverwandtschaft zu sagen, welche uns tiefere Blicke in die graueste Vorzeit dieser betreffenden Völker hat thun lassen, als irgendwelche anderartige geschichtliche Denkmäler und Zeugnisse gestatteten.

Zweite Vorlesung.

A. Alte Zeit.

Zweite Periode:

Die patriarchalische Zeit von 2200—1100 vor Chr. G.

China: Jao, Jü ꝛc.

Indien: Die Weda's.

Dritte Periode:

Von 1100—500 vor Chr. G.

China: Die Tschëu, das Staatsregiment.

Indien: Die Einwanderung. Das Brahmanenthum. Die Ophirfahrten.

Zweite Periode.

Von 2200 bis 1100 vor Chr. Geburt.

Auch heute noch habe ich Sie zu den Denkmälern der **Alten** Geschichte Ost-Asiens, aber zunächst in die zweite Periode derselben zu führen, welche von 2200 bis 1100 vor C. G. geht und welche man nicht unpassend die patriarchalische nennen könnte, mögen Sie nun auf Indien, oder wohin ich wieder zunächst Ihr Augenmerk richte, auf China blicken. Da muß ich aber vor allem Andern Rede stehen auf die wiederholt an mich gerichteten Fragen: Woher wißt Ihr denn dieß Alles? und: Darf man denn diesen Angaben trauen? Woher wir dieß wissen? Nun über die Kunde von Indien haben leicht begreiflich die Engländer die Hauptrolle; über die von China aber die Franzosen, was seinen Grund theils darin hat, daß einst Ludwig XIV. mehre sehr wissenschaftliche und kunstfertige Jesuiten nach China sendete, welche geeignet waren, den Chinesen durch Astronomie ꝛc. zu imponiren, und welche sich zum Theile mit heißem Durste in die chinesische Lite-

ratur warfen, denen wir daher außer umfangsreichen Werken und Abhandlungen über chinesische Dinge auch die Uebersetzungen vieler Hauptwerke China's, ihrer heiligen Bücher, der großen Reichshistorie u. s. w. verdanken, theils darin, daß sich in den letzten Jahrzehnden des vorigen Jahrhunderts in Paris eine Asiatische Gesellschaft von Männern bildete, welche zum Theil selbst in China gewesen waren, oder sich doch in tiefer Forschung um die Kunde China's bemühten und seitdem in eignen großartigen Zeitschriften u. dgl. hohe Verdienste erwarben. Jedoch auch andre Nationen außer der genannten wetteiferten dafür in England, Deutschland, Rußland u. a. — Aber, ob wir allen diesen Nachrichten vertrauen dürfen? Ich will mich, meine Verehrtesten, nicht hinter die Autoritäten großer Männer, eines Staunton, Laplace, Wilhelm und Alexander v. Humbold und einer Menge andrer Sachkenner flüchten, will Sie nicht auf viele tief eingehende Abhandlungen über dieses Thema verweisen, nicht auf das sehr alte, höchst denkwürdige Bergmonument des Jü, nicht auf die wenigstens zweitausendjährige Große Mauer, welche jedenfalls ein Zeichen schon vielfach vorgeschrittener Civilisation war. Ich will Sie nur auf Eine große Thatsache hinweisen. Der ehrwürdige Pater Gaubil berichtet unter Anderem, wie groß der berühmte Prinz Tschëu-kong (1100 J. vor C.) an einem 8 Fuß hohen Gnomon die Länge des Schattens im Sommer und wie lang im Winter gefunden habe. Und nun sagt unser ausgezeichneter Astronom Dr. Mädler: „Man braucht die Größe des chinesischen Fußes gar nicht zu kennen, um diese Beobachtung zu berechnen. Da nun die hier gefundene Polhöhe sehr gut mit der jetzt ermittelten, und die herausgebrachte Schiefe der Ekliptik ebenfalls gut mit derjenigen stimmt, welche eine Rückwärtsrechnung für das Jahr 1100 vor Chr. ergibt, so erhält dadurch jene alte Beobachtung einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit. Es ist dabei noch zu bemerken, daß zu Gaubil's Zeiten die Theorie noch nicht im Stande war, Rückwärtsrechnungen der obigen Art anzustellen, was für die Aufrichtigkeit des Gewährsmannes ein gutes Zeugniß abgibt." Was weiter? ich halte es in allen geschichtlichen Dingen für gerathener und verdienstlicher, vor allererst die verblichenen Konturen eines alten Bildes zu erhalten oder aufzufrischen, um sehen zu können, wie es gedacht war, als, ehe dieß geschehen ist, das Angedeutete verneinend und vernichtend, sofort

mit dem Pinsel über die alten Konturen hinzufahren und sich nach eigenem Sinne auf jenem Grunde ein andres Bild zu zeichnen.

Von den Regenten dieser Periode will ich Ihnen nur Jao (Yao) nennen, dann in dessen letzten Jahren seinen Mitregent, den nachherigen Selbstherrscher Schün und den durch seine Großthaten in Flußregulirungen und segensreichen Arbeiten für das leibliche und geistige Wohl seines Volks sehr ehrwürdigen, erst Minister, dann Kaiser Jü (Yü). Um nun manche Einrichtungen am Hofe jener Zeit näher kennen zu lernen, mögen Sie mich jetzt im Geiste zum Herrscher selbst begleiten, wobei ich Ihnen versichern kann, daß jeder irgend bedeutsame Gegenstand sich auf chinesische Berichte über jene Zeit stützen wird, eine Zeit also, zum Theil vor, zum Theil um und zunächst nach Abraham.

Wir gehen also jetzt in die nordwestlichen Gegenden des Landes, dahin ungefähr, wo der Hoangho das Knie bildet, denn dort, noch lange Jahrhunderte nicht in Peking, sondern mehr oder weniger in den eben bezeichneten Landstrichen waren damals die Residenzen der verschiedenen Herrscher, bis, aber noch immer in jenen nordwestlichen Gegenden, mit Jü die Herrschaft erblich und so auf lange Zeit hin eine feste Residenz wurde. Schon um dieses Umstandes willen werden Sie sich nicht wundern, daß der Palast des Kaisers nicht hoch ist, liebt doch auch der Chinese überhaupt hohe Gebäude nicht; das Treppensteigen ist ihm unbequem. Um so umfangreicher aber werden Sie den Palast finden, halbe ja ganze Stunden im Umfange, denn alle Häuser oder langen Pavillons der zum Hofe gehörenden Männer stehen darin, von den höchsten Aemtern an bis zu den irgendwie für den Hof unmittelbar arbeitenden Handwerkern; der kaiserliche Palast mit seinen Nebenhäusern und Gärten ist noch heute wie eine ummauerte Stadt, in welcher sich die Regierung befindet. Dort an der Seite des Kaiserhauses sehen Sie eine Trommel, mit welcher der Morgen und Abend, die Zeit der Arbeiten, angekündigt wird, wo aber auch Diejenigen anschlagen können, welche in eigenem Mißgeschicke die besondere Hilfe des Kaisers anflehen wollen; zu Zeiten ist dazu auch eine Glocke hingehängt worden. — Treten wir nun in die vielen Gemächer des Palastes, so kommen wir bald an eines und das andere, in welchem die Tribute aufgestellt sind, welche der Herrscher von den vielen, zum Theil

ziemlich unabhängigen Vasallen des Reichs erhält, unter welchen Abgaben auch schon ganz bestimmt rohe Seide, seidene Gewänder u. dgl. vorkommen; soll doch schon die Gemahlin des frühen Herrscher Hoangti in einem Wäldchen ihres Gartens mit ihren Frauen Seidenwürmer gepflegt und die von ihnen gewobenen Gewänder dem Kultus der hohen Opfer geweiht haben. Sie sehen hier gerade die Gaben, welche in diesem letzten vierten Jahre die obersten Beamten und tributären Fürsten der nördlichen Gegenden gebracht haben; denn reiheum erscheinen die der vier Hauptgegenden am Hofe und heute, mit dem Beginne des 5. Jahres, werden wir den Kaiser selbst die Reise in die Provinzen des Landes antreten sehn, um da die bestimmten Tribute in Empfang zu nehmen, um die Beamten je nach ihrem Verhalten zu belohnen oder zu bestrafen, um in Zeitbestimmung, Maß und Gewicht Ordnung zu bringen, und um Ackerbau und Gewerbe zu heben. Was der Kaiser an neu erfundenen Geräthschaften, Maschinen, Sämereien und derartigem in die Provinzen mitnehmen wird, finden Sie in anderen folgenden Sälen aufgestellt. Wir gehen dann durch mehre Audienzsäle und kommen endlich in den Ahnensaal. Dieser ist den Geistern der abgeschiedenen Väter geweiht, besonders auch dem Stammvater der Familie. Hier hängen die Bildnisse derselben bis zum 7. Ahn, von da, weiter zurück nach Wahl des Herzens, die der edelsten und verdienstvollsten. Man setzt ihnen zu bestimmten Zeiten Blumen und Früchte hin, und ladet sie, oft unter Tönen der Instrumente, ein zu kommen und ihre Stimme durch Loos u. dgl. abzugeben. In diesem Saale werden auch die höchsten Staatsfeierlichkeiten vollzogen. Die befragten Anzeichen für die Reise sind günstig und so beschließt sie der Kaiser für heute. Noch aber entläßt er zuvor die Feudalherrscher und da sagte ein edler Kaiser: „Die ewige Vernunft macht glücklich die tugendhaften Menschen und unglücklich die lasterhaften und wüsten. Ich habe einem Jeden von euch die Staaten zugewiesen, welche er regieren soll. Hütet euch, ungerechten Gesetzen und Gewohnheiten zu folgen. Fallet nicht in die Fehler, welche dem Müßiggange nachgehn, und fliehet die Vergnügungssucht.“ Nach dem Weggange Dieser verhandelt der Kaiser mit seinen Räthen, den vier Großwürdenträgern (Yo oder Sse-yo); da tritt näher heran der Minister des Ackerbaues, der der Rechtspflege, der des öffentlichen Unterrichts und der heiligen

Gebräuche, der der Muſik ꝛc. Die Beamten tragen auf ihren Kleidern Bilder der Sonne, des Mondes, der Sterne, Gebirge, Drachen ꝛc. Spricht der Herrſcher mit Einem derſelben beſonders, ſo hält dieſer in tiefſter Ehrerbietung ein Täfelchen von Holz oder Stein vor ſein Angeſicht. Der Miniſter hat eine eigenthümliche Ehrenmarke, andere Beamte erhalten ähnliche nur bei Ankündigung beſondrer Aufträge. Der Kaiſer herrſcht mit Machtvollkommenheit, aber er hat nach dem Mandate des Himmels zu handeln; er berathet daher vor ſeinem Befehle mit den Miniſtern und ſpricht: „Wenn ich Fehler begehe, ſo ſeid ihr verpflichtet, es mir zu ſagen; ihr würdet ſchimpflich handeln, wenn ihr in meiner Gegenwart mir Beifall zurieſet und wenn ihr fern von mir anders ſprächet.“ — Da hörte ich nun bei Erwähnung der Opfer Sie vorhin befremdet fragen: „Haben denn die Chineſen keine Prieſter, keine Tempel?“ Ihre Landesreligion hat keine und hat ſie nie gehabt, erſt über ein Jahrtauſend nach dieſer zweiten Periode iſt Beides durch den Buddhismus ins Land gekommen. Wir kommen hier, Verehrteſte, auf eine der ſchwierigſten Fragen, ob nämlich das chineſiſche Volk unſern Gottesbegriff, den des freien Schöpfers der Welt habe? darum ſehr ſchwierig, weil es wahrlich nicht leicht iſt, ſich ganz unbefangen in die anſcheinend andre Denkweiſe eines Volkes zu verſetzen und weil die Antwort hierauf einſt durch hitzige Kämpfe der Jeſuiten, Dominikaner u. a. ſehr erſchwert worden iſt. Die Sache iſt aber, wie man jetzt mit Sicherheit annehmen kann, ungefähr dieſe. Das Volk glaubt ſeit uralter Zeit an wohlthuende wie an ſchädliche Geiſter, welche den Formen inwohnen, unter welchen ſie erſcheinen; ſo gibt es einen Geiſt des Hoangho, der Erde, dieſes und jenes Berges ꝛc. Wenn nun vielleicht der Gegenſtand verginge, ſo würde auch der Geiſt deſſelben vergehen. Unter dieſen Geiſtern iſt aber der mächtigſte der des blauen, Alles deckenden und umfaſſenden, bei ihnen oft lange Zeit wolkenloſen Himmels, Tien. Da wird nun dem Tien oder Schangti, d. h. dem erhabenen Herrſcher, das große Jahresopfer gebracht, dann ein kleineres, immer aber bedeutendes dem Geiſte der Erde ꝛc. Fährt z. B. der Chineſe in den Hoangho, ſo opfert er dem Geiſte deſſelben, daß er ihm gütig ſein möge; immer aber bleiben die Hauptelemente ſeines Denkens: der Himmel, die Erde und aus deren Zuſammenwirken der Menſch, welcher daher auch nur dann glücklich ſein kann, wenn er die Ordnung

der Natur treu bewahrt und befolgt; jede Störung dieser Ordnung bringt Unglück. Die Scheidung zwischen Körperlichem und Unkörperlichem ist in der Seele des Chinesen überhaupt noch nicht vollzogen, und der Begriff von Reingeistigem noch gar nicht vorhanden, gleichwie der Chinese auch noch jetzt kein Wort, nur Umschreibungen für diesen Begriff hat. Den Privatleuten war nun nicht gewehrt, dem Himmel und den andern Geistern Huldigungen zu bringen und Bitten und Wünsche vorzutragen, aber das eigentliche Opfer dem Tien darzubringen, dazu hatte nur der Kaiser, der Sohn des Himmels, der Vater des Volkes, das Recht. Früherhin geschah dieß in Opferung eines Stieres u. dgl. auf jeder beliebigen Höhe, dann auf besonderen heiligen Bergen an den Grenzen des Reichs und nachher in einem dem Palaste nahen besondern Pavillon. Auch wohlverdienter Beamten wurde bei gewissen Opfern gedacht. — Doch wir scheiden jetzt aus dem kaiserlichen Palaste, um auf dem Rückwege weiterhin in einen Marktplatz, wie er damals angeordnet war, zu gehen.

Je wichtiger aber das ist, was diese Periode in Indien uns bietet, desto mehr drängt es den Geist, über alle Höhen dahinzueilen, denn einen Verkehr China's und Indiens, bekannte und gebahnte Wege zwischen beiden Reichen, gab es damals noch nicht.

Wir wenden uns jetzt zunächst an die Weda's (Veda), die heiligen Opferlieder der Inder, von denen es vier große, in Bestimmung und Inhalt verschiedene Sammlungen gibt. Wußte man zwar schon lange, daß die Inder eine bedeutende Literatur hätten, so hielten doch die Inder das Sanskrit, so heißt die zu literarischen Zwecken unter ihnen gebräuchliche Sprache, sehr verborgen, und namentlich hatte kein Fremder die Weda's sehen dürfen. Selbst der große edle muhammedanische Herrscher Akbar in Indien, auf welchen wir seiner Zeit zurückkommen werden, konnte keine Uebersetzung derselben erlangen, worüber die folgende Nachricht geht. „Weder das Machtwort, noch die Versprechungen des Akbar konnten die Brahmanen dazu vermögen, die Grundlehren ihrer Religion zu offenbaren und er sah sich daher genöthigt, zur List seine Zuflucht zu nehmen. Er ließ deshalb ein Kind, Namens Feizi, der Obhut dieser Priester als eine arme Waise aus dem Priestergeschlechte, das allein in die heiligen Gebräuche ihrer Theologie eingeweiht werden durfte, übergeben. Nachdem Feizi über

die Rolle, die er zu ſpielen hatte, gehörig belehrt worden war, wurde er heimlich nach Benares, dem Sitze der Wiſſenſchaft in Hindoſtan, gebracht; er wurde in das Haus eines gelehrten Brahmanen aufgenommen, der ihn mit derſelben Sorgfalt auferzog, als wenn er ſein eigner Sohn geweſen wäre. Nachdem der Jüngling zehn Jahre auf ernſte Studien verwendet hatte, war Akbar begierig, ihn zurückzurufen, aber er war von den Reizen der Tochter ſeines Lehrers gefeſſelt worden. Der alte Brahmane that der wachſenden Leidenſchaft des jungen Liebespaares keineswegs Einhalt. Er liebte den Feizi innig und bot ihm ſeine Tochter zur Ehe an. Der junge Mann, zwiſchen Liebe und Dankbarkeit getheilt, entſchloß ſich, den Betrug nicht länger zu verbergen und, dem Brahmanen zu Füßen fallend, entdeckte er ihm Alles und flehte ihn wegen ſeines Vergehens um Verzeihung an. Der Prieſter ergriff, ohne ihm Vorwürfe zu machen, einen Dolch, der an ſeinem Gürtel hing, und war im Begriff, ihm denſelben ins Herz zu ſtoßen, wenn Feizi nicht ſeinen Arm ergriffen und ihn darin gehindert hätte. Der Jüngling bot nun jedes Mittel auf, ihn zu beruhigen und erklärte ſich bereit, Alles zu thun, um ſeine Verrätherei zu büßen. Der Brahmane brach in Thränen aus und verſprach ihm endlich unter der Bedingung Verzeihung, daß er ſchwöre, niemals die Weda's oder heiligen Bücher zu überſetzen und keinem Menſchen das Glaubensbekenntniß der Brahmanen zu enthüllen. Feizi gab ihm bereitwillig das Verſprechen; ob er ſein Wort vollſtändig gehalten, iſt nicht bekannt, aber die heiligen Bücher der Inder wurden nicht überſetzt.“ Noch z. B. Herder hat keine Weda's geſehn. Doch verſchaffte ſich ein Europäer im Dienſte eines indiſchen Fürſten ein Exemplar, wußte eine Copie derſelben zu erlangen und legte dieſe im Britiſchen Muſeum nieder. Nachher ſind ſie auch anderwärts erlangt worden. Mittlerweile war die Kenntniß des Sanskrit und der indiſchen Literatur durch die Verdienſte vieler großer Männer der berühmten Aſiatiſchen Geſellſchaft in Calcutta und ebenſo mit erhebendem Wetteifer in Europa gefördert worden. So erſchienen denn auch ſchon in verſchiedenen europäiſchen Sprachen theils einzelne Bücher der Weda's, unter welchen das erſte wie an Alter, ſo an Inhalt das wichtigſte iſt, theils Stücke derſelben in Ueberſetzungen.

Da ſieht man nun, wie eine tiefere, gemüthvolle Anſchauung der

Natur den phantasiereichen Hindu auf seine Naturgötter führte. Gehe Agni (Agnis, latein. ignis) voran, der Gott des Feuers. Er ruht zwischen zwei Hölzern, aus diesen springt er durch Reiben derselben hervor. Er ist der Priester der Götter und ladet in der Opferflamme die Götter zu dem Opfer ein. Er, der läuternde Gott, reinigt mit seinem Glanze die Menschen und stellt sie rein den Göttern dar. Er ist der Priester jedes Hauses, schützt in ewiger Jugend das Haus, ist der Hüter der Wahrheit, allwissend und von Allen geliebt. — Höher und mächtiger ist Indra, der Gott des hellen, reinen, unbeweglichen Himmelsgewölbes. Goldstrahlend hält er den Blitz und fährt daher mit den gelben, mähnenreichen Rossen, er läßt die Sonne sich erheben und öffnet die Wolken, um Segen zu spenden, er ist auch der Gott der Schlachten mit den Geschossen im goldenen Köcher. Ihm vor Allen wird der erheiternde Opfertrank des Soma bereitet. — Hoch gefeiert in den alten Opferliedern ist auch Varuna (vergl. Uranos der Hellenen), d. i. der Umfassende; nach den Tagen hat er die langen Nächte gemacht, zwischen Himmel und Erde ruhen seine Gewalten. — Diese und andere Götter haben auch ihre Gemahlinen. — Weiter hinab in der Reihe der Götter ist z. B. auch Uschas, die Göttin der Morgenröthe; sie öffnet die Thore des Himmels, vertreibt Nacht und Finsterniß und beseelt und erquickt Alles mit ihrem Ausstrahlen, wenn sie mit ihrem, von rothen, feuerfarbigen Kühen oder falben Rossen gezogenen Wagen kommt, u. s. w.

Nehmen Sie hier als Probe Stücke einiger Opferlieder.

Aus dem Rig-, dem ersten Weda I. B. 1. Gesang: „Ich preise den Agnis, den göttlichen Führer des Opfers, den Priester, den reichbegabtesten mit Schätzen. O Agnis, welches Opfer du schützend umfassest, das gelangt zu den Göttern. Wir nahen dir, dem durch Opfer erglänzenden, dem strahlenden Hüter der Wahrheit. Sei du uns freundlich, wie der Vater seinem Sohne und sei mit uns zu unserm Heile!“

Dann an Indra (I. Buch 11. Ges.): „Alle unsre Lobgesänge preisen den Indra, der weit sich ausdehnt wie das Meer, den herrlichsten Kämpfer, den Hort der Frommen. Wenn du uns Freund bist, Indra, Herr der Kraft, und uns mit Speise versiehst, so sind wir ohne Furcht und preisen dich, den unbesiegten Sieger. Dir, o Held,

nahe ich wieder um Gaben bittend und habe dir den heiligen Trank bereitet; ehrfurchtsvoll ſtehen, du Vielgeprieſener, die Opfernden hier, welche deine Herrlichkeit kennen" u. ſ. w.

Und an Uſchas (Aurora, 5. B. I., 5): „Auf ſteigen der Morgenröthe glänzende Strahlen wie gelbe Wogen; ſie macht Alles zugänglich und offen; hell iſt die hehre Maghoni. Glücklich wirſt du geſehen und weit ſtrahlend iſt dein Glanz, deine Strahlen ſteigen zum Himmel. Offenbar machſt du deine Geſtalt, glänzende Göttin Morgenröthe, ſchimmernd in Strahlen. Bahnen haſt du und Pfade in den Bergen und in unwegſamer Gegend; bringe uns, du auf großem Wagen Erſcheinende, Speiſen zum Genuſſe, du Tochter des Himmels! Mit Roſſen fährſt du, unbeſiegte Morgenröthe; Reichthum bringſt du nach Wunſche! Bei deinem Lichte verlaſſen die Vögel und die Speiſe genießenden Menſchen ihre Wohnung; dem, der dir nahe iſt, gibſt du viele Güter, deinem ſterblichen Diener."

Merkwürdig iſt, daß in dieſen umfangreichen Opferliedern (der erſte der 4 Weda's allein enthält mehr als 10,000 Stanzen oder Diſtichen, Sloka's genannt, alſo über 20,000 Zeilen) Wiſchnu noch nicht der hohe Gott der ſpätern Zeit iſt und Siva noch gar nicht vorkommt. Die Opfer ſelbſt, in Früchten, Milch, Butter, wol auch bei beſondern Gelegenheiten in Rindern u. dgl. beſtehend, konnten allerdings in den Opferhallen der Häuſer (Tempel werden in dieſen Geſängen nicht erwähnt) von jedem Hausvater allein dargebracht werden, da es noch keinen Prieſterſtand gab; nur bei großen gemeinſchaftlichen Opfern, welche von den Stammgebietern, Königen ꝛc. gefeiert wurden, ſind beſondre des Vortrags der Hymnen kundige Familien, die beim Opfer Voranſtehenden, wie die Prieſter beſtellt.

Bei tieferer Durchforſchung dieſer Lieder erkannte man denn nun bald, daß das Wediſche Volk, ſo nannte man das in dieſen Geſängen ſich kundgebende Volk, damals noch weſentlich am Indus lebte (die Ganga kommt nur ein einziges Mal und zwar nur in einem ſpätern Liede vor, wol aber bewegt ſich noch alles Leben um den Sindhu und das Pendſchab), daß das Volk feſte Wohnſitze hatte, Ackerbau trieb, jedoch die Heerden ſeine Hauptſorge und ſein Reichthum waren; auch waren es keineswegs weichliche, den Kampf ſcheuende Stämme. Es mag dieß Alles in der Zeit um 1800 bis etwa 1500 vor C. geweſen

sein. Von dieser Zeit an sind diese hellerfarbigen Stämme, welche sich Arier, d. h. die Ehrwürdigen, nennen, in die Niederungen des Ganges vorgedrungen und haben die dunkelfarbigen Urstämme theils unterjocht, theils an die Berge zurückgedrängt. — Diese Kämpfe mit den Ureinwohnern, aber auch heißen Kämpfe mit später eingewanderten arischen Stämmen, welche Fehden in einer großen, fast Alle vernichtenden Schlacht endigten, brachten dem Volke eine heroische Zeit, deren Siege und Niederlagen uns besonders in der großen indischen Epopöe Mahabhârata geschildert sind, gleichwie in der andern großen Epopöe Râmâyana die Kämpfe der Arier zur Eroberung des Südens (Dekhan ꝛc.) besungen werden. Auch diese heroische Zeit der Inder fällt sicher noch in unsere zweite Periode, also vor 1100 vor Chr.

Jedoch, ehe ich Sie, meine Verehrtesten, auf die vorliegende, nahe Höhe, an den Schluß dieser zweiten Periode führen kann, muß ich noch beim Rückblicke auf diese und die vorige Periode der großen, gegen das Ende der vorigen Vorlesung erwähnten Entdeckung gedenken.

Der erste Eindruck nämlich, welchen die Erlernung des Sanskrit auf die Europäer machte, war der eines freudigen Staunens, hier eine Sprache zu finden, welche in ihrem wunderbaren Baue an Vollkommenheit selbst die griechische Sprache übertrifft, welche doch z. B. was wir nur durch Hilfszeitwörter: können, mögen, sollen ꝛc. auszudrücken vermögen, gleich in bestimmten Formen des Hauptzeitworts ausgeprägt hat, ferner starre Bildungs- und Zusammensetzungs-Fähigkeit besitzt, welche noch größer ist, als die außerordentliche unserer Mutter- und der griechischen Sprache, einer Fülle endlich und ausgesuchten Feinheit sich erfreut, in welcher sie gleichwie an den eben erwähnten Vorzügen das Lateinische weit hinter sich läßt, wie ausgezeichnet dieß andrerseits in der ihm möglichsten Präcision und Kürze sei. — Dabei drängte sich nun bald die mit jedem tieferen Einblicke sich mehr befestigende Ueberzeugung auf, daß vom Sanskrit her über ganz Europa hin nicht blos in einer Menge einzelner Wörter, sondern, was weit mehr besagt, im ganzen Baue ein großes Band alle diese Sprachen umschlinge, und glücklich fand man das bezeichnende Wort: „indogermanische Sprachen", um so die verwandten Sprachen Indiens, Persiens, Griechenlands, Italiens, Deutschlands mitsammt den slavischen Sprachen zu umfassen.

Wen mußte es nicht ergreifen, zu ſehn, daß, um nur einige Beiſpiele anzuführen, der Begriff: Vater im Sanskrit durch pitri und pati, im Altperſiſchen durch pata, im Griechiſchen und Lateiniſchen durch pater, im Gothiſchen durch fadar bezeichnet wurde? Mutter iſt in der Reihe der erwähnten Sprachen matri, mata, mader, mater (und was wol zu beachten iſt, überall mit langem a), Bruder iſt bhratri, brata, brader, frader, Schweſter iſt im Sanskrit suasri, im Gothiſchen suistar, Tochter iſt duhitri, altperſiſch dughdha, perſiſch dokhter, griechiſch thugater; sunu iſt im Sanskrit: der Sohn, juvan ſoviel als das lateiniſche juvenis: der Jüngling; unſer deutſches: Wittwe iſt im Sanskrit vidhava, d. h. Mannloſe; ukschan heißt im Sanskrit der Ochſe, hansa die Gans, mola die Mühle, lat. mola (die Handmühle iſt uralt); ſo heißt im Sanskrit dwee ſoviel als unſer zwei, zwee; drei iſt dort tree, Sieben iſt sapt, Acht iſt aght, Neun nava u. ſ. f. Ja man ſieht im Sanskrit noch meiſt die Urbedeutung dieſer Wörter: Vater heißt der Gebietende, Schützende, Mutter iſt die Schaffende und Ordnende, Sohn iſt der Gezeugte, Tochter iſt die Melkerin an der Heerde, Bruder bedeutet den Helfer, Schweſter die Gründerin einer neuen Familie u. ſ. f. So fand man denn, „daß eine Sprache exiſtirt haben müſſe, älter und urſprünglicher als Griechiſch, Lateiniſch und Sanskrit, und zu dieſen drei ſowol als zum Teutoniſchen, Celtiſchen und Slaviſchen den gemeinſamern Hintergrund bildend". Ja man begnügte ſich nicht mehr mit der Entdeckung dieſer allgemeinen Sprachverwandtſchaft, an welcher jedoch die ſogenannten Semitiſchen Sprachen keinen Antheil haben, das iſt das Hebräiſche, Arabiſche, Puniſche u. a., ebenſo wenig die ſogenannten Turaniſchen Sprachen: das Tunguſiſche, Mongoliſche, Chineſiſche, Malayiſche ꝛc., ſondern man ſuchte die Verwandtſchaftsgrade der einzelnen Glieder jener indogermaniſchen Stämme, der einzelnen Sprachfamilien auf. — Nur mit ſchwerem Herzen unterlaſſe ich es, im Drange der wenigen, mir zugemeſſenen Minuten tiefer in dieſe Sache einzugehen und namentlich ſo wie die wichtigen Reſultate der darüber angeſtellten Forſchungen anzugeben, ſo die Namen der vielen Edlen zu nennen, welche mit preiswürdigem Fleiße, Umſicht und Scharfſinne auf dieſem, wie den andern hier zur Sprache kommenden Gebieten in Berlin, Bonn, Tübingen, Paris, London, Oxford, Petersburg, Calcutta u. a.

gearbeitet haben und noch arbeiten; würde es mir doch als ehrgeizig erſcheinen, dieſe unvergänglichen Namen und die Verdienſte Aller, auch der unſrer, hochzuverehrenden Deutſch-Morgenländiſchen Geſellſchaft mit Mehrem zu erwähnen. Nur kann ich mir nicht verſagen, um den jetzigen Standpunkt dieſer großen Sache zu bezeichnen, die Worte des trefflichen, ebenſo umfaſſenden, als ſorgſamen und geiſtreichen Sachkenners, Max Müllers in Oxford, Ihnen mitzutheilen. Er ſagt in ſeinem neueſten gefeierten Werke: Vorleſungen über die Wiſſenſchaft der Sprache: „So gewiß, als die ſechs romaniſchen Dialekte auf eine urſprüngliche Heimat italieniſcher Hirten auf den ſieben Hügeln Roms hinweiſen, ſo weiſen auch die ariſchen Sprachen zuſammen auf eine frühere Sprachperiode hin, als die Urahnen der Inder, Perſer, Griechen, Römer, Slaven, Celten und Germanen innerhalb deſſelben Bezirkes, ja unter demſelben Dache zuſammen lebten. Es gab eine Zeit, wo aus den vielen möglichen Namen für Vater, Mutter, Tochter, Sohn, Hund und Kuh, Himmel und Erde, diejenigen, welche wir in allen ariſchen Sprachen wiederfinden, herausgebildet wurden und in dem Kampfe um ihr Daſein, welcher zwiſchen ſynonymen Wörtern ebenſo wie zwiſchen Thieren und Pflanzen geführt wird, die Oberhand gewannen. — Dieſe fanden irgend einmal, zu einer gewiſſen Zeit und an einem gewiſſen Orte ſtatt, und da wir dieſelben Formen bei allen Gliedern der ariſchen Familie erhalten finden, ſo folgt daraus, daß, ehe noch die Vorfahren der Inder und Perſer nach dem Süden aufbrachen und ehe die Führer der griechiſchen, römiſchen, celtiſchen, teutoniſchen und ſlaviſchen Colonien nach den Geſtaden Europa's zogen, es einen kleinen, wahrſcheinlich auf der Hochebene Aſiens anſäßigen Arierſtamm gab, welcher eine Sprache redete, die noch nicht Sanskrit oder Griechiſch oder Deutſch war, aber die dialektiſchen Keime aller dieſer Sprachen enthielt, einen Stamm, bei dem ſich ſchon eine Cultur des Ackerbaues entwickelt hatte, der ſchon die Bande des Blutes anerkannte und die Ehe heilig hielt, der den Geber des Lichtes und Lebens im Himmel mit demſelben Namen anrief, den man noch in den Tempeln von Benares, in den Baſiliken Roms und in den Domen und Kirchen des germaniſchen Nordens hören kann". Dieß Alles iſt ſicher, wie wir ſchon bedeuteten, in jener unſrer erſten Periode geſchehen. Man begreift erſt, ſagt Alex. v. Humboldt, Europa, wenn man es als

eine Nachhebung von Asien aus der Wasserflut ansieht, und nun denkt euch, sagen Grimm und andere Forscher, daß in einer Urzeit vor aller unsrer Geschichte von Osten, dem Kaukasus u. dgl. her in dieses nachgehobene Land nach Westen erst die Italer, dann drängend die Pelasger, nördlich die Germanen, nordöstlich die Slaven gingen. — „Nachdem nun, fährt der genannte Kenner fort, dieser Stamm aufgebrochen war, müssen die Vorfahren der Inder und der Zoroastrier (der alten Perser also) auf ihren Wanderungen oder in ihren neuen Niederlassungen einige Zeit zusammengeblieben sein und ich glaube" (dem stimmen auch Andre völlig bei), „daß gerade die Reformation Zoroasters zuletzt die Spaltung zwischen den Verehrern der Wedagötter und denen des Ormuzd (Ahuramazda) hervorbrachte". Die Götter des einen dieser Stämme, der baktrischen Arier, denn sie nennen sich auch Arja und der indischen Arier, gelten nachher dem andern als Teufel und doch haben beide, die baktrischen, Anhänger des Zoroaster oder Zarathustra, oft auch das Zendvolk genannt, d. h. das im Zend-Avesta, ihrem heiligen Buche, sich verkündende Volk, und andererseits die wedischen oder indischen Arier noch Vieles gemeinsam. Diese Trennung der letzterwähnten Stämme und die Einwanderung der wedischen Arier freilich erfolgte sicher erst in dieser zweiten Periode.

So gestatten Sie mir vor dem Eintritte in die letzte Abtheilung der Alten Geschichte Ost-Asiens, in die dritte, von 1100 bis 500 vor Chr. reichende Periode, nur noch diese wenigen Bemerkungen. Ich fühlte mich gedrungen, bei 1100 vor unserer Zeitrechnung eine Epoche anzunehmen, weil für China der Eintritt der großen, langjährigen Tschēu- (franz. Tcheou-) Dynastie hochwichtig ist, für Indien aber die höchst folgenreiche Zeit der Einwanderung der lichten Rasse und die der großen Schlacht vorüber ist, nach welcher das Aufstreben des Brahmanenthums eintritt. Schauen Sie aber von dieser Höhe auch auf das, was anderwärts war. Die Parsen hatten um 1100 vor Chr. ihren Zarathustra und König Gustaspa gehabt, Babylon und Assyrien ihre Herrscher Ninos, Semiramis u. a., Aegypten die seinigen, die Hebräer ihren Mose und nun beginnt mit Saul die Reihe ihrer Könige, Sidon und nachher Tyrus sind mächtig im Handel nach Osten und besonders nach Westen, der Argonautenzug, wol auch der Trojanische Krieg sind vorüber, in Europa treten nur die hellenischen Könige der Ilias ꝛc. her-

vor und an der Stelle des nachherigen Rom weiden noch italienische Hirten. Vom übrigen Oſt-Aſien aber wiſſen wir in dieſer Periode nichts.

Dritte Periode

von 1100 bis 500 vor C. G.

Sie werden ſtaunen, meine Verehrten, was nun auf dieſer dritten Entwickelungsſtufe der Menſchheit dort in China, wohin wir uns doch wieder zunächſt im Geiſte wenden, an Staatseinrichtungen und in Gewerben war. Wir gingen in der vorigen Periode durch die Gemächer des Kaiſers wie in den anſtoßenden Ahnenſaal. Herausgetreten fragen Sie jetzt: Was bedeutet dieß und jenes Haus in der großen Einfriedigung der Reſidenz? Sie ſehen vorerſt, daß unter dieſer Menge von Häuſern das des Kaiſers, wie leicht an ſich erklärlich, das höchſte iſt. Was könnte zumal für den Chineſen außer dem Tien höher ſein als der Kaiſer? Dieß erfuhren recht klar die Engländer, als ſie im Jahre 1793 bei der Geſandtſchaft durch Lord Macartney unter anderen den Kaiſer ſehr erfreuenden Geſchenken einen prächtigen Galawagen für Seine Majeſtät ſchickten, an welchem freilich der Kutſcherſitz höher war, als der des Kaiſers. Wie gewöhnlich kamen vor der Uebergabe die Großen und dann die Prinzen, um die Geſchenke zu beſehen, aber bei dieſer Gabe konnten ſie ſich gar nicht beruhigen. Sie konnten und wollten doch nicht glauben, daß man damit ihren Kaiſer habe beleidigen wollen; jedoch — ein Menſch höher als der Kaiſer, das ging ſchnurſtracks wider alle ihre Begriffe. Sie berathſchlagten wiederholt und lange, ob man denn den Kutſchbock nicht vorne abſchneiden und hinten anſetzen könne u. dgl. Endlich fügten ſie ſich, dennoch aber fand die nicht lange nachher hingekommene holländiſche Geſandtſchaft dieſen Wagen zurück- und wie in eine Rumpelkammer geſtellt. — Aber, fragen Sie, was iſt dieß nahe große Haus?

Dieß iſt der Palaſt des erſten Miniſterii, des Miniſterii des Himmels. Nämlich an der Spitze der ganzen Reichsverwaltung, unmittelbar nach dem Kaiſer (nur wenn Prinzen da ſind, nach dieſen im Range) ſteht ein Premierminiſter, welcher den Titel: General-Großadminiſtrator führt. Er hat unter ſeiner Direktion fünf Miniſter, deren jeder

ſein beſonderes Departement hat und durch welche er Einheit im Kaiſerreiche wie in den Feudalreichen erzielt. Er ſtellt für jede Provinz und für die Geſammtheit des Reichs die Quotität der Grundzinſen, Tribute und Taxen feſt, welche die kaiſerliche Revenüe ausmachen, er läßt ſich jährlich über ihren Ertrag Rechnung ablegen und proportionirt darnach die Staatsausgaben. Aller innere und äußere Dienſt in Civil und Militär, welcher im kaiſerlichen Palaſte ſtattfindet, ſteht unter ſeiner Anweiſung. Die fünf anderen Miniſterien, deren Paläſte Sie dort ſehen, ſind die der Erde, oder der Officialunterweiſung in Verſorgung der intellectuellen und moraliſchen Organiſation der Bevölkerung, dann das Miniſterium der Ritus und heiligen Gebräuche, ferner das der Executivgewalt, an deren Spitze der Obercommandant der Roſſe iſt, weiter das der Kriminaljuſtiz und endlich das der öffentlichen Arbeiten. Und damit Sie wenigſtens Ein Miniſterium in den Anordnungen ſeiner vielen Stufen ſehen, ſo bemerke ich, daß unter dem Miniſter des Himmels General-Adminiſtratoren, zwei Präfecten zweiter Klaſſe ſtehen, ſodann General-Hilfsadminiſtratoren, vier Präfecten dritter Klaſſe, ferner 18 Graduirte erſter Klaſſe, 16 Graduirte zweiter Klaſſe, gewöhnliche Offiziere, 32 Graduirte dritter Klaſſe und ſo hinab bis zum Intendant des Schlachthofes, der Köche, der Ziegelei, der Weine, des Salzes, der kaiſerlichen Eisgruben ꝛc. Woher weiß man dieß Alles, fragen Sie? Aus dem alten, berühmten Werke Tſchĕu-li (Tcheou-li), d. h. Verordnungen der Dynaſtie Tſchĕu. Es wurde im 12. Jahrhunderte vor C. G. von dem ſcharfſinnigen und gelehrten Prinz Tſchĕu-kong verfaßt, von vielen vorchriſtlichen Kommentaren bezeugt, von dem trefflichen Eduard Biot ins Franzöſiſche überſetzt und bearbeitet, und nach dem frühen Tode deſſelben von ſeinem Vater, dem berühmten Aſtronom, herausgegeben. „Man ſieht hier, ſagt nun Biot der Vater, einen Staatsmechanismus, wie es kein zweites Beiſpiel dieſer Art in der Welt giebt. Nie iſt ein Netz ſocialer Inſtitute mit ſo engen und ſtarren Gittern über einen Theil der Menſchen ausgeſpannt worden und hat, gewiſſenhaft von denſelben bewahrt, wie das höchſte Modell einer vollkommenen Organiſation ſich erhalten. Es iſt aber durchaus nicht glaublich, daß ein ſo umfaſſendes und ſo minutiös geordnetes Syſtem in ſeinem innerſten Weſen durch bloße Abſtraction hat erfaßt und ohne Vorgänger, welche es annehmbar machten, angewendet

werden können. Zeigt uns doch auch mehre Jahrhunderte vor den Tschéu schon der Schuking [von diesem sei später die Rede] dieß System in den chinesischen Tribus begründet und den größten Theil der Einrichtungen, Gebräuche, Glaubensartikel und Regierungsgrundsätze, welche das Tschéu-li aufgenommen hat .... Ein trefflicher, aufgeklärter Prinz aber, der eigene Bruder des Kaisers, ein Mann ohne Ehrgeiz, wie uns die Geschichte den Tschéu-kong beschreibt, war mehr als irgend einer im Stande, seiner Familie diesen Dienst, bei welchem ihm die Kunde der kleinsten Details leichter offen stand, zu erweisen."

Jedoch, Sie wollten mir auch auf den Marktplatz folgen, welcher nach sehr alter Anordnung an den kaiserlichen Palast stößt, während zu beiden Seiten derselben die Wohnungen für das Volk liegen, natürlich vom erstern geschieden. Der Marktplatz ist ein großes, rechtwinkliges Viereck, welches aus 20 Carré's besteht, deren jedes 20 Budiken enthält, so aber daß zwischen je zwei Carré's ein Durchgang für das Volk bleibt; in der Mitte des Vierecks ist ein Häuschen für den die Aufsicht führenden Beamten. In diesen Budiken finden Sie nun die größte Mannigfaltigkeit von Waaren, hier die Landeserzeugnisse von Getreide, Hanf, Kohlen, Fasanen ꝛc., doch wird damals der Baumwolle und so des Nankingzeuges noch nicht gedacht. Dort sehen Sie Buden mit trefflichen Manufakturwaaren in Seide (das Porzellan ist erst spätere Erfindung), kunstvolle Arbeiten in Leder, in Holz-, Stein- (auch Edelstein-) und Metallbearbeitungen, feine Sachen in Elfenbein, Horn und Schildplatten. Da drüben sind bewegliche Himmelssphären nach dem Muster der schon vor Jao gefertigten; ferner Metallspiegel, Nivellirwerkzeuge zur Kanalisirung, Pumpen zur Bewässerung u. dgl. Da sind Bücher für die Kleine und Große Schule, in welcher letztern die kaiserlichen Prinzen bis herab zu den Söhnen der Doctoren des Reichs und alle Kinder jedes Standes, welche sich durch höhere Anlagen ausgezeichnet haben, geeigneten, höheren Unterricht empfangen. Dort andrerseits finden Sie verschiedene Instrumente für die sehr geachtete Musik: Glocken und Glöckchen, klingende Steine, Guitarren wie Flaschenkürbisse mit eingesetzten größeren und kleineren Pfeifen (man bläst in den Griffel des Gefäßes) ꝛc. In anderen Buden finden Sie Malerei auf Vasen, Holz, Metall und Reispapier in den schönsten, bisweilen freilich grellsten Farben, jedoch ohne Perspective. Doch ich

breche hier ab, da Sie schon aus diesem Wenigen den Reichthum an den verschiedenartigsten Gegenständen des Handels abnehmen können. Nur über Eine Frage bin ich Ihnen noch Antwort schuldig: Wie war es damals mit dem Gelde? Anfangs war im Lande Tauschhandel gewesen, dann hatte man sich kleiner Muscheln bedient, aber jetzt gab es schon längst Gold-, Silber- und Kupfermünzen, besonders letztere mit einem viereckigen Loche zum Anreihen. — Vergessen Sie nur nicht, daß dieß Alles nicht Merkmale hoher Ideen, wol aber bewundernswürdig frühe und sehr achtbare Aeußerungen des schlichten Menschenverstandes sind.

Nach Japan geht in dieser Periode, fast nur chinesischen Sagenberichten zufolge, vom nördlichen China und von dem an der Mündung der Hauptströme China's gelegenen Distrikte U eine chinesische Kolonie. In wirkliche Geschichte tritt Japan erst um 600 vor C. G.

So fliegen wir denn nun im Geiste nach Indien hinüber, ein Anderes als diese Reiseart bleibt uns auch jetzt nicht übrig, denn noch ist aus dieser Zeit, wenigstens am Beginn dieser Periode, kein Weg von dem isolirten China nach Vorder-Indien bekannt. Wir werden leicht Eingang finden, da jetzt in Indien die Zeit der Einwanderung und der inneren Kämpfe vorüber war. Nun haben wir in der Geschichte der Menschheit kein so schlagendes Beispiel vom großen Einflusse des Klima auf den Menschen, als die arischen Inder nach ihrem Zuge in die Niederungen des Ganges bieten. Aus den kräftigen, lebensfrohen Hirtenstämmen nämlich, welche wir in den Weda's finden, ward jetzt in der eingetretenen Ruhe ein weicheres Volk, welches bei den trefflichen Anlagen seines Geistes allerdings zu höherer Bildung stieg, aber auch zu beschaulichem, düsterm Büßerleben, welches dort von der Natur sehr begünstigt wird, sich neigte.

Vom heiligen Mittellande der Arier, östlich von der geliebten, hochgepriesenen Saraswati, einem im Sande sich verlierenden Flüßchen, welches wahrscheinlich unter der Erde seine Gewässer in den gefeierten Zusammenfluß der Jamuna und der Ganga entsendet, breitete sich das arische Wesen theils durch Waffen, theils durch friedliche Missionen von Büßern nach Osten und in die vorkommenden Niederungen des Südens aus, bis es gegen den Schluß dieser Periode Ceylon erreichte. In der Zeit des Friedens nun, gewiß nach manchen

ſchon früheren Anfängen einer ſtrengen Abſcheidung, erhob ſich der Stand derjenigen Familien, welche bei den wediſchen Opfern vorangeſtanden hatten, zum erblichen Prieſteramte und es bildete ſich das Brahmanenthum (welchem ſeinen Namen nicht der am Anfange dieſer Periode noch gar nicht exiſtirende Schöpfergott Brahma, ſondern das brahma, d. h. das Gebet, gegeben hat), die erſte der vier Hauptkaſten, in welche das indiſche Leben getheilt iſt, dieſe Kaſte für das Wiſſen wie für die Tugend ſich auszeichnend, welche, ehe die Weda's niedergeſchrieben wurden, Jahrhunderte lang durch Auswendiglernen den Beſitz derſelben erhielt. — „Das einwandernde Volk, ſagt Alb. Weber, hatte im großen Ganzen viel zu viel mit der Bekämpfung der Ureinwohner zu thun, als daß es ſich mit anderen Dingen beſchäftigen konnte; ſeine ganze Energie mußte zunächſt darauf gerichtet ſein, ſich zu behaupten. Als dieß gelungen und der Widerſtand gebrochen war, da wachte es auf und ſah ſich in den Händen anderer Feinde bei weitem mächtiger gebunden und gefeſſelt, oder vielmehr es wachte gar nicht wieder auf, die körperliche Kraft war zu lange, zu ausſchließlich zum Nachtheile der geiſtigen geübt und verwendet worden. Mit dieſen Feinden aber ging es ſo zu. Die Kenntniß der alten Lieder, mit denen man in den alten Sitzen die Naturgewalten verehrt hatte, die Kenntniß des daran ſich knüpfenden Rituals war immer ausſchließlicher das Eigenthum derer geworden, deren Vorväter etwa jene Lieder erfanden und in deren Geſchlecht ſich dann die Kunde davon erblich fortgepflanzt hatte. In ihren Händen blieben auch die Traditionen, die ſich daran knüpften und zu ihrer Erklärung nöthig waren. Die Fremde aber umgibt das aus der Heimat Mitgebrachte mit einem heiligen Zauber und ſo kam es, daß dieſe Sängerfamilien zu Prieſterfamilien wurden, deren Einfluß ſich immer mehr condenſirte, je ferner das Volk von ſeiner Heimat zog, je mehr Kämpfe es nach außen zu beſtehen hatte und je mehr es daher ſeiner alten Einrichtungen vergaß. Die Bewahrer des altväterlichen Herkommens, der alten Götterverehrung, traten immer mehr in den Vordergrund, wurden zu Repräſentanten derſelben, ja zuletzt zu Repräſentanten des Göttlichen ſelbſt; denn ſie haben ihre Stellung in einer Weiſe benutzt und eine Hierarchie begründet, die beide ihres Gleichen nicht in der Welt haben.“ In dieſer Prieſterkaſte nun gab es außer den die Opfer Vollziehenden auch Weiſe in den Schulen,

Büßer in Wäldern und Berghöhlen, hier auf ſcharfen Spitzen oder auf geweihter Aſche oder in der Glut der Sonnenſtrahlen ſitzend, dort unter vier heißen Glutpfannen ſtehend, dort wieder mit jahrelang unbeweglicher Haltung der Arme über dem Haupte u. dgl. Dieſe Kaſte gewann bald, wenn auch nicht ohne manche Kämpfe, mehr und mehr Anſehn als die der Kſchatria's, der Krieger, in welcher die Familien der kleinen, in Zeiten der Unruhe bald beſtehenden, bald ihrer Würde beraubten Könige ſich mit den Kindern der kschatra, d. h. der Stärke und Kraft, umgeben hatten, mit den Männern und Familien, welche ſich durch Tapferkeit auszeichneten. So blieb unter den hellerfarbigen Ariern nur noch die dritte Kaſte, die der Ackerbau, Gewerbe- und Handeltreibenden, die der Vaiçja, d. h. der Leute der Gemeinde, übrig, denn die vierte Kaſte, die der dunkelfarbigen, unterdrückten dienenden Sudra's, hatte keine Anwartſchaft auf Beſeligung. Grundſatz dieſer Kaſten iſt: theils nur aus der eignen Kaſte eine Frau nehmen zu dürfen, theils die Erblichkeit der Profeſſion; der Sohn des Kaufmanns muß Kaufmann werden, der des Metzgers wird Metzger ꝛc. So war das Netz über das Volk gezogen, unter welchem eine freiere Regung namentlich der niederen Stände erſtarrte. — Man muß es aber mit Achtung anerkennen, daß die Brahmanen in dieſer Periode mit großem Fleiße nicht nur die Sammlung und Aufzeichnung der vielen heiligen Lieder des Alterthums vollzogen, ſondern auch ein tieferes Studium für Feſtſtellung, für Text- und Sprachregelung dieſer umfangsreichen, wichtigen Schriften bezeugt haben, ein Studium, von deſſen wichtigſten Theilnehmern und Förderern wir noch die Namen und die betreffenden Dokumente ihrer Wirkſamkeit haben, daher man auch dieſe Zeit der Inder die liturgiſche genannt hat. Indeß bei erweckter Spekulation reichten nun bald die alten Naturgötter nicht mehr aus. Gehört es doch unter allen Zonen und Zeiten zu den Eigenthümlichkeiten des menſchlichen Geiſtes, daß er von der Kenntniß des Einzelnen und der Vielheit, zur Aufſuchung der Einheit vorſchreitet und nicht eher raſtet, als bis er dieſe gefunden zu haben glaubt. So kam man allmählich auf die Ideen des Dat, des Unbekannten, Großen, dann des Brahma u. ſ. w. Da bildete ſich nun bei der Frage: Woher? weiter und weiter die Lehre vom Weltſchöpfer, von der Weltſchöpfung, bei der Frage: Wohin? die vom Eingehn in Brahma und von der Seelenwanderung,

welche zwar noch nicht im Wedischen Glauben eine nachweisliche Wurzel hat, aber sicher schon vor Buddha war, wenn auch noch keineswegs so ausgeprägt, als man nachher findet, daß z. B. der Mörder eines Brahmanen in den Leib eines Hundes, der Dieb in den eines Wolfes übergeht u. s. f. Auch beginnen schon hier in ihren Elementen die nachher so bedeutend gewordenen philosophischen Schulen der Inder. Der Kultus blieb wedisch, nur daß Wallfahrten ꝛc. als sehr heilsame, gute Werke angesehen wurden.

Begleiten Sie mich nun, als Freunde und Verehrer der Bibel, zum Schlusse dieser Vorlesung noch auf die Ophirfahrten. Lassen Sie mich vorerst kurz erwähnen, daß die früheste Kunde von Landkarawanen, welche unstreitig älter sind als der Seehandel, die Nachricht von jenen ismaelitischen Kaufleuten in der Geschichte Josephs ist, welche also längst vor unserer Periode von Gilead (im Osten des Jordan) Gewürze, Balsam und Gummi (Landanum) nach Aegypten führten; auch steht es jetzt fest, daß die Aegypter sich des Indigo, welcher ehemals nur aus Indien gekommen ist, bei der Färbung ihrer Zeuche bedient haben und daß unter den Zeuchen, mit welchen die Mumien umwunden wurden, Musseline entschieden indischen Ursprungs sich finden. Auch dessen will ich hier nicht weiter gedenken, daß wie gegen das Ende dieser Periode seidene Zeuge aus China schon in Jerusalem waren, dergleichen sicher auch jetzt den Weg nach Indien genommen hatten. Nur über die berühmten Ophirfahrten lassen Sie mich jetzt ein Wort sagen. Im 1. Buche der Könige Kap. 9, 26—28 wird erzählt: „Und eine Flotte baucte der König Salomo [also um 1000 J. vor C.] zu Ezeon-Geber, das bei Elath liegt am Ufer des Schilf- (Rothen) Meeres im Lande Edom. Und Hiram [der König zu Tyros in Phönizien] sandte auf der Flotte seine Knechte, Schiffsleute, kundig des Meeres, mit den Knechten Salomo's. Und sie kamen gen Ophir und holten von da Gold, vierhundert und zwanzig Talente und brachten es zum Könige Salomo." Sodann wird Kap. 10, V. 11 berichtet: „Sie brachten sehr viel Sandel- (nicht Eben-) Holz und köstliche Steine", und V. 22: „Denn das große Meerschiff des Königs, das auf dem Meere mit dem Schiffe Hirams fuhr, kam in drei Jahren einmal und brachte Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen." Fast dasselbe berichten die parallelen Stellen in den Büchern der Chronika. Es ist nun große

Gelehrſamkeit und ſehr achtenswerther Scharfſinn aufgeboten worden, zu erforſchen, wo dieß Ophir gelegen habe, ob an der öſtlichen Küſte von Afrika oder an der Südküſte von Arabien oder in Vorder-Indien u. a.; jedoch unzweifelhaft hat ſich durch die neuere Kenntniß der indiſchen Sprachen das wenigſtens zunächſt erwieſen, daß dieſe Artikel indiſche geweſen ſind, deren Namen mit den Sachen zugleich gekommen waren. Im Hebräiſchen ſteht nämlich kophim um Affen zu bezeichnen, ein Wort, was im Hebräiſchen keine Ableitung hat, im Sanskrit aber und im Malabariſchen iſt es kapi, „der hurtige", daher das Griechiſche kepos, kapos. Die Pfauen heißen dort im Hebräiſchen tukkijim, was gleichfalls keine Ableitung in der hebräiſchen Sprache hat, an der Küſte von Malabar aber heißt der Pfau togëi. Elfenbein nun iſt im hebräiſchen Texte schen-habbim, d. h. Zahn der ebba oder ibba u. dgl., und dieß iſt das Sanskritwort ibha; die Sache bleibt faſt dieſelbe, wenn man ſie auch auf das Wort eleph zurückführen wollte, und das algum-Holz, das Sandelholz der Chronika, iſt ſicher das valgum, wie daſſelbe in der Sprache des Dekhan heißt. Iſt nun aber gewiß, daß dieſe Artikel auf Indien hinweiſen, ja indiſch waren, ſo iſt nun auch faſt über allen Zweifel erhaben, daß das Ophir der Alten nichts anderes war, als das Abhira, das Hirtenland, öſtlich von der Mündung des Indus. Namentlich hierher gingen gewiß die erſten Fahrten der Alten, welche bis zu Chriſti Geburt immer Küſtenfahrten waren. Da aber in Indien das Gold aus dem Norden, das Elfenbein namentlich vom Nordweſten, das Sandelholz vom Süden an jene Küſten hinkam, nicht an ihnen heimiſch war, ſo müſſen wir nach alle dem, was wir erwähnten, am Schluſſe dieſer Periode ſchon einen bedeutenden Binnenhandel in Indien annehmen, wenn ſich auch keine entſcheidenden und unzweifelhaften Zeugniſſe eines nach Außen gerichteten Handels der Inder in dieſer Zeit nachweiſen laſſen.

Dritte Vorlesung.

B. Mittle Zeit.

Von 500 vor Christo bis Christi Geburt.

Vierte Periode.

Von 500 vor Christo bis 1000 nach Christi Geburt.

China: Kongtse (Confucius) und Tsin-Schihoangti; die Große Mauer.
Indien: Buddha und Alexander der Große.

Die mittle Zeit Ost-Asiens.

Von 500 vor Christus bis 1000 nach Christi Geburt.

Vierte Periode.

Von 500 vor Christus bis Christi Geburt.

Zutrauensvoll sind Sie mir durch die erste Halle gefolgt, in welcher die Denkmäler der Alten Zeit Ost-Asiens standen, und zwar durch die drei Abtheilungen derselben: die Urzeit, dann die patriarchalische und zuletzt die der Regelungen, möchte ich sagen, für China bezüglich des Staatsregiments, für Indien in Betreff des liturgischen und des Kastenwesens. Heller und heller wurde allmählig die Geschichte dieser Länder, wie, wenn der Strom, welcher fernen Höhen entquollen, erst durch manche dunkle Felsenthäler sich den Weg bahnen mußte, dann in lichtere Ebenen segnenden Anbaues herabkommt.

Lassen Sie uns jetzt in die zweite große Halle gehen, welche der Geschichte der Mittlen Zeit Ost-Asiens, oder wie man, wenigstens theilweise mit gutem Grunde, gesagt hat, der Blütenzeit jener Länder gewidmet ist und von 500 vor C. bis 1000 nach C. reicht. — Schon in

der erſten Vorleſung bemerkte ich, daß wir bei Kongtſe (Confucius) und Buddha (um 500 vor C.) einen Durchſchnitt in der Geſchichte Oſt-Aſiens machen müßten, und ebenſo können wir dieß nach Weſten herüber. Da lebte nämlich, wie wir ſchon erwähnten, Cyrus, Küros (in der Bibel Koreſch genannt) in Perſien, die Juden kehrten aus der babyloniſchen Gefangenſchaft zurück, in Hellas begann die Blüte des Volkes und in Rom wurde mit dem Anfange der Conſuln die Geſchichte gewiſſer. Das Ende aber dieſer Mittlen Zeit müſſen wir, wie auch ſchon erwähnt worden iſt, mit 1000 nach C. anſetzen, wo dieſe Völkerſchaften zum erſten Male unfrei wurden, China nämlich unter mongoliſche, Indien unter muhammedaniſche Herrſchaft kam. Weil aber dieſer an 15 Jahrhunderte umfaſſende Zeitraum zu lang iſt, als daß man alles Einzelne in ihm ohne Weiteres zuſammenſtellen könnte, ſo theilen wir auch ihn wieder in drei Abtheilungen und wollen heute nur die erſte derſelben betrachten, die von 500 vor C. bis Chriſti Geburt. Iſt mit der Erſcheinung Jeſu ein Wendepunkt in der Geſchichte unſeres Geſchlechts eingetreten, ſo trifft, um leicht und ohne Zwang über die ganze Menſchheit hin zu theilen, in dieſe Zeit die folgenreiche Einführung des Buddhismus in China (65 J. nach C. G.), in Indien der Beginn der wichtigſten indiſchen Aera (78 n. C.) und in Rom hat die Reihe der Kaiſer begonnen, gleichwie um dieſe Zeit der wichtige Alexandriniſche Handel auflebt, welchen wir in den nächſten Jahrhunderten der folgenden Periode in voller Blüte ſehen werden.

Ich werde Sie aber heute hauptſächlich nur theils am Beginn dieſer Periode an zwei glänzende, in ihrer Wirkſamkeit nachhaltige Geſtirne: Kongtſe in China und Buddha in Indien, theils gegen die Mitte dieſes Zeitraums an zwei hellleuchtende, aber vorübergehende Meteore am Himmel Oſt-Aſiens führen, Tſin-Schi-hoang-ti in China und Alexander den Großen auf ſeinem Feldzuge in die weſtlichen Gegenden Indiens.

Kongtſe nun, oder Kongfutſe, auch Kongfudſö im Deutſchen geſchrieben, von den Miſſionären im Lateiniſchen Confucius genannt, d. h. der Zauberer (fu) Lehrer (tse) aus dem Geſchlechte der Kong, war geboren im J. 551 vor C. Dieß Geſchlecht war einſt ſehr berühmt geweſen (hatte es doch Kaiſer und Könige unter ſeinen Gliedern gehabt), damals aber etwas herabgekommen. In Dankbarkeit und Ehrfurcht gegen unſern Kongtſe iſt der Adel dieſer Familie in hohen Ehren geblie-

ben, iſt der älteſte der Erde (über 4000 Jahre alt) und der einzige Adel in China; noch heute, wenn „der heilige Graf", das Haupt dieſer Familie, an den Hof kommt, wird er feierlich wie ein Geſandter der benachbarten Könige empfangen. — Der bejahrte Vater, Gouverneur einer Provinz, ſtarb als der Sohn drei Jahre alt war; da ſetzte die junge, edle Mutter die Erziehung des Knaben fort, bis er im Alter von ſieben Jahren, wie dieß in China gewöhnlich iſt, in eine öffentliche Schule kam. Hier zeichnete er ſich in Kenntniſſen ſowol als in ſittlichem Verhalten aus und konnte nach wohlbeſtandenen Prüfungen, welche in China vor Erlangung des kleinſten Aemtchens bis zu den höchſten Staatsämtern hinauf beſtanden ſein müſſen, ſchon im Alter von 17 Jahren ſubalterner Mandarin, d. h. Beamter, für Vertheilung und Verkauf von Getreide werden. Er heiratete 17 Jahre alt eine ſeiner würdige Jungfrau. Unter treuer Verwaltung ſeines Hauſes und Amtes wurde er ſchon im Alter von 21 Jahren zum General-Inſpector der Fluren und Heerden erhoben und als man ihn drei Jahre ſpäter zu einer noch höhern Stelle berufen wollte, ſeine Mutter aber eben ſtarb, zog er ſich auf drei Jahre von allen Aemtern zurück, um in Trauer ſtillen Studien zu leben. Er ließ den Leichnam ſeiner Mutter zu dem ſeines Vaters ſchaffen, indem er ſagte: „Die im Leben vereinigt waren, dürfen nach dem Tode nicht getrennt werden. Man hat ſich von der achtungswürdigen Weisheit, die Todten zu beerdigen, verirrt, welche einſtmals unter Jao und Schün war. Die geringe Achtung, welche man den Todten erweiſt, iſt eine Wirkung vom Verderbniſſe unſerer Zeit." Schon jetzt kamen oft Hohe und Niedere, ſeine Gedanken über Gegenſtände der Moral und Politik zu vernehmen, und ringsum hatte ſich der 28jährige Mann die höchſte Achtung erworben, während er ſelbſt ſagte, kein anderes Lob zu verdienen als das, welches man dem guten Willen und redlichen Streben nicht verweigern könne. Der Drang, ſein Vaterland, welches damals durch vielerlei Stückelung in manche Verwirrung gekommen war, genauer kennen zu lernen, trieb ihn zu Reiſen in verſchiedene Feudalherrſchaften des Landes. Dabei äußerte er oft: „Meine Lehre iſt die, welche unſere Vorfahren gelehrt und überliefert haben, ich habe nichts hinzugefügt und laſſe nichts weg. Sie iſt unveränderlich, der Himmel ſelbſt iſt ihr Urheber. Ich bin in Bezug auf dieſelbe nur, was ein Landmann im Verhältniß zum Samen

ist, welchen er der Erde anvertraut. Es hängt nicht von ihm ab, den Saamen eine andere Gestalt zu geben, als die ist, welche er hat, ihn keimen, wachsen und Früchte tragen zu lassen; er legt ihn in die Erde wie er ist, er benetzt ihn und widmet ihm seine Sorge; dieß ist Alles, was er thun kann, das Uebrige steht nicht in seiner Macht." — Zu dieser Zeit besuchte er im Alter von 36 Jahren den wunderlichen Greis Laotse.

Dieser ist das Haupt einer der Richtung des Kongtse ganz entgegenstehenden Lebensform in China geworden. „Seine Satzungen," sagt der scharfsinnigste chinesische Denker des 11. Jahrhunderts nach C. „bezwecken ein gänzliches Versenken in sich selbst; er wollte sich durchaus nicht mit Regierungsgeschäften befassen und allein dem Geist leben. Seine Lehren zielen durchaus auf das Leere, auf Ruhe und Unthätigkeit der Weisen." Sein Werk ist ein allerdings selbstständiger und eigenthümlicher, wunderlich dunkler und nicht glücklicher Versuch das Sinnliche aus übersinnlichen Quellen abzuleiten, besonders aber zu abstractem, und zwar völlig destructivem Ziele hinzuführen. Hat man seine Anhänger oft die Rationalisten China's genannt, so ist dieß nur aus einer sehr ungenügenden Sachkenntniß geschehen, zumal schon das Tao, worauf dort Alles hingerichtet ist, keineswegs die Vernunft, wie man sonst glaubte, sondern „den Weg", nämlich welchen Alle wandeln sollen, bedeutet, womit dann aber hauptsächlich das Nichthandeln der Weisen, und sich im Beschauen Versenken, das non-agir, gemeint ist. Unter seinen Anhängern hat es einige Gelehrte, aber auch meist in alles Mysteriöse und Zauberhafte hinausschweifende Träumer gegeben und weder die Würde haben diese Taosse, noch irgendwie die Hochachtung im Lande gewonnen, als die besonneneren Lettrés, welche dem Kongtse huldigen. „Lao," sagt der edle Geschichtschreiber, den man den Herodot China's genannt hat, „war ein Weiser, welcher die Dunkelheit liebte."

Sehr bezeichnend ist nun, was über diesen Besuch des jüngern Kongtse bei Laotse berichtet wird. Dieser nämlich sagte: „Die Menschen, von welchen du sprichst, sind nicht mehr; ihr Leib und ihre Gebeine sind schon seit langer Zeit vergangen, wir haben von ihnen nichts übrig als ihre Maximen. Befindet sich der Weise in günstigen Verhältnissen, so steigt er auf einen Wagen [d. h. er erhebt sich zu Ehren

ellen]; ist ihm die Zeit conträr, so schweift er aufs Geradewohl umher.
ch habe sagen hören, daß ein gescheidter Kaufmann seine Reichthümer
rgfältig verbirgt und leer an allem Gute zu sein scheint; der Weise
on vollkommener Tugend trägt gern auf seinem Angesichte und in sei-
em Aeußern den Anschein der Stupidität. Entsage du dem Stolze
nd der Menge deiner Wünsche, entkleide dich dieser glänzenden Außen-
erke und der ehrgeizigen Absichten, welche dich beschäftigen. Siehe,
as ist Alles, was ich dir sagen kann." Als darauf Kongtse den Laotse
erlassen hatte, sagte er zu seinen Schülern: „Ich weiß, daß die Vögel
n der Luft fliegen, die Fische schwimmen und die Vierfüßler laufen.
Die, welche laufen, können mit Netzen gefangen werden, die da schwim-
men, mit Angeln, die da fliegen mit einem Pfeil; was aber den Dra-
chen betrifft, der sich zum Himmel erhebt, getragen von Wind und
Wolken, so weiß ich nicht, wie man ihn fassen kann. Ich habe heute
den Laotse gesehen, er ist wie der Drache." Und ebenso bezeichnend ist,
was Kongtse einige Tage nach diesem Besuche bei einer vom Zufalle
dargebotenen Gelegenheit sagte. Als er nämlich mit seinen Anhängern
am Ufer eines Flusses wandelte, mit tiefer Aufmerksamkeit dem Laufe
des Wassers zusah und einer seiner Schüler ihn endlich fragte, wie er
auf eine so gemeine Sache also aufmerksam sein könne, sprach er unter
anderem: „Sehet, wie das Wasser dort, so ist seit Jao und Schün die
heilige Lehre ohne Unterbrechung bis zu uns gelaufen; machen wir sie
auch unsres Theiles laufen, um sie denen zukommen zu lassen, welche
nach uns kommen werden und welche sie wieder nach unsrem Beispiele
den Nachkommen werden zufließen lassen und so bis ans Ende der
Tage. Laßt uns doch jene Sonderlinge nicht nachahmen, welche für
niemand als für sich selbst weise sind und das Wenige, was wir an
Wahrheit und Tugend, welche wir erlangen konnten, Anderen mittheilen
wollen, wird uns doch nicht arm machen können. Seht hier eine Be-
trachtung, welche ich anstellte, als ich dem Laufe des Wassers zusahe."
Überhaupt lehrte er meist gelegentlich, mit Anschluß an das eben Vor-
kommende, da er die Ueberzeugung hatte, daß Unterricht ohne den
Schein, als wolle man ihn geben, weit nützlicher sei, als der in der
Form des Lehramtes gegebne, da bei jener Unterrichtsweise das Wort
sich auf dem Wege der Sinne in den Geist hineindringt. — Eine
Zeitlang war er selbst Minister in seinem Vaterlande Lu und das Land

blühte, da er ebenſoviel Entſchiedenheit als Mäßigung, ſoviel Strenge als Milde, ſoviel Umſicht als Genauigkeit in der Amtsführung bewies. Bald ſtarb ſeine Gattin und endlich ſein einziger Sohn; doch erfreute er ſich eines hoffnungsvollen Enkels. Seine Erholung war noch im Alter Dichtkunſt und Muſik und ſeine Muße widmete er theils Vorträgen ꝛc. an ſeine Freunde, theils und vornehmlich der Redaction der ſechs King, d. h. Bücher, heilige Bücher. Unter dieſen gebührt unſtreitig der erſte Rang dem Schuking, d. i. dem Buche der erhabenen, feſten Lehre, welches in Beiſpielen der alten gefeierten Herrſcher viele Grundſätze für die Regierung des Volkes enthält und dem Chineſen ungefähr das iſt, was die Bücher Moſe's dem Iſraeliten ſind. Dieß Werk iſt ſchon in mehre europäiſche Sprachen überſetzt. Um nun aus ſeinen und ſeiner nächſten Schüler Schriften nur Einiges zu erwähnen, ſo fragte ihn einſt einer ſeiner Schüler: Was muß ich thun, um weiſe und tugendhaft zu werden? Kongtſe erwiederte nach einigem Sinnen: „Thue das Gute zu jeder Zeit, an jedem Orte, unter allen Umſtänden; thue es um ſein ſelbſt willen, ohne irgend einen eigennützigen Beweggrund und man wird dir die Gerechtigkeit werden laſſen, welche du verdienſt. Sei ſtreng gegen dich ſelbſt, wenn es ſich um deine Fehler handelt, aber nachſichtig bei den Fehlern Anderer. Hüte dich, den Beifall der Menſchen ebenſo zu ſuchen, als zu verachten, aber nimm Lob und Tadel mit gleicher Ruhe an!" An einer andern Stelle heißt es: „Ehe Freude und Traurigkeit, ehe Zufriedenheit und Zorn in der Seele ſich zeigen, heißt der Zuſtand, in welchem man ſich da befindet, die Mitte. In dieſer durch das Mandat des Himmels, durch die vernünftige Natur, beſtimmten und verordneten Mitte bleibt nun der Tugendhafte unbeweglich verharren, der edle Menſch, welcher eben daher auch unausgeſetzt über die Regungen ſeines Innerſten wacht; der gewöhnliche principienloſe Menſch dagegen iſt fortgehends in Oppoſition mit dieſer unveränderlichen Mitte. Dieſe Mitte iſt die Grundbaſis der Welt, die Harmonie ihr ewiges, allumfaſſendes Geſetz, ſie behaupten führt zur Vollkommenheit." Bei einer andern Gelegenheit ſprach Kongtſe: „Der heilige Mann, welcher als der Erſte uns Geſetze gegeben hat (Fohi), ſammelte die Menſchen, welche nach Art der Thiere zerſtreut lebten, ſtellte ſie unter das Joch der Ehe und lehrte ſie die betreffenden Pflichten. Er betrachtete die Ehe als die Grundlage ſeiner Geſetzgebung,

und auf dieſer Grundlage errichtete er das große Gebäude der Geſellſchaft. Es kommen ja von der Ehe Vater und Mutter, der Unterſchied der Familien, der Vorrang und die Unterordnung im bürgerlichen Leben. Nehmet die Ehe weg und die Menſchen werden bald wieder in den Zuſtand der Rohheit zurückſinken, aus welchem ſie der heilige Mann gezogen hat." — „Die kindliche Ehrerbietung aber iſt die Grundlage aller Tugenden; ihr Anfang iſt Achtung und Erhaltung der durch die Aeltern empfangenen Glieder, ihre Vollendung iſt Uebung der Tugenden und das Erwerben einer Achtung, welche für das Andenken der eignen Aeltern ehrend iſt. Wie der Menſch das Edelſte unter den Erzeugniſſen des Himmels und der Erde in ſich trägt, ſo iſt die kindliche Ehrerbietung das Edelſte unter den Leiſtungen des Menſchen." Was der Himmel für die Welt iſt, das iſt der Vater für ſeine Kinder und die Ehrfurcht der Kinder gegen den Vater ſteht in China, wie man mit Recht geſagt hat, auf gleicher Stufe mit der Verehrung des Himmels; von jener Pietät aus gliedert ſich Alles bis hinauf zum Verhältniſſe von Volk und Herrſcher und von dieſem letztern hinauf bis zum Tien. — Ehrerbietig gegen die Geiſter ſprach Kongtſe doch ſeltener von ihnen, näherte ſich aber inmitten ſeines Glaubens an viele Geiſter doch ſchon an eine Einheit, indem er ſagte: Alle Opfer, welche den verſchiedenen Geiſtern gebracht werden, gelten immer dem Schangti, dem höchſten Geiſte. Ueber Erziehung ſagte er unter Anderem: „Erziehung und Lehrer *geben* dem Menſchen nicht das Vermögen zu denken, zu urtheilen, frei zu handeln und ſeine Pflicht zu erkennen; ſie *helfen* nur dieſes Vermögen entwickeln, und erleichtern ihm den Gebrauch deſſelben; ſie richten ſeine Ideen nach den Gegenſtänden hin, deren Erkenntniß ihm wichtig iſt, ſie geben den Gefühlen Aufſchwung, welche verworren und zerſtreut in ſeinem Herzen ſind. Sie klären ihn auf und zeichnen ihm die Pfade vor, welchen er folgen muß, um ſeine Laufbahn im Einklange mit den Grundeigenſchaften ſeines Weſens zu bilden und um in Ordnung die verſchiedenen Geſchäfte zu vollziehen, welche an ſeine Menſchenwürde, an die Würde des in der Geſellſchaft lebenden Menſchen geknüpft ſind." — Ich breche nur ungern hier ab, und hätte mit Freuden noch manches an ſich und beſonders im Verhältniſſe jenes Zeitalters ſehr großartigen Ausſpruches gedacht.

Als nun Kongtſe die King geſchloſſen hatte, legte er in Gegen-

wart ſeiner vertrauteſten Schüler dieſe ſechs vollendeten Werke auf einen erhöhten Altar, ſank auf ſeine Kniee mit dem Angeſicht gegen Norden gewendet und dankte mit heißer Inbrunſt dem Himmel, daß er ihn die Vollendung deſſen habe erleben laſſen, was ihm oft noch allein den Wunſch zu leben erweckt hatte. Endlich verſchied er ſtill und ſanft im 73. Jahre ſeines Alters, neun Jahre vor dem Tode des Sokrates.

Man errichtete bei ſeinem Grabmale erſt ein kleineres, ſpäterhin ein größeres Ehrengebäude, in welches man ſein Bildniß, ſeine Schriften und muſikaliſchen Inſtrumente niederlegte. Unbeſtreitbar war Kongtſe wie ein ſittlich ehrwürdiger Menſch, ſo ein Mann, den Gott gewürdigt hat, ſein Werkzeug an unzählbaren Menſchenherzen auf ferne Geſchlechter Oſt-Aſiens zu werden. Um 200 vor C. erbaute man in jeder Stadt ein ſolches Ehrenhaus, in welches die Mandarinen in der Regel allmonatlich zwei Mal gehen, am 1. und 15., um dem Weiſen ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Man wird nach alledem wol anerkennen, daß, wenn auch die chineſiſche Philoſophie mancher höheren Ideen ꝛc. entbehrte, ſie doch auf einer ſehr ehrwürdigen und feſten Grundlage, den ſittlichen Principien, beruhte.

Nach dieſem glänzenden, mildſegnenden Geſtirn am chineſiſchen Himmel habe ich Sie noch auf den kupferfarbigen Mars hinzuweiſen, wie man manchmal den gewaltigen Tſin-Schihoangti, den kühnſten, unternehmendſten, aber auch ſehr gewaltthätigen Kaiſer (er ſtarb 210 vor C.) genannt hat. Er unterwarf ſich nach der ſchon erwähnten Zerſtückelung, welche in der letzten Zeit der Tſchĕu-Dynaſtie eingetreten war, eine Herrſchaft China's nach der andern, ebenſo den ganzen Süden China's, ſchlug mit ungeheurer Macht die wilden Hiungnu, einen Turkenſtamm im Nordweſten des Landes zurück und zog wider die Einfälle der nördlichen Barbaren die von verſchiedenen Reichsfürſten erbauten Mauerſtücke in Eine große Mauer zuſammen, ein Werk, deſſen Vollendung in zehn Jahren bewirkt, er doch nicht erlebte. Die im J. 213 vor C. von ihm verordnete und mit aller Strenge durchgeführte große Bücherverbrennung, welche beſonders den Schuking traf, weil der Herrſcher nicht immer an die Maximen der alten Regenten erinnert ſein wollte, zog ihm den Abſcheu von Millionen der Gebildetſten ſeiner Zeitgenoſſen und Nachkommen zu. Ihm folgte bald die gegen fünfthalbhundert Jahre regierende, berühmte und edle Han-Dynaſtie.

Merken Sie sich diese, da die Chinesen sich gern nach ihren Dynastien: Tschĕu-, Tsin-, Han-Menschen ꝛc. nennen und ich Ihnen immerhin von mehr denn 20 Dynastien China's doch einige der wichtigsten zu nennen mich gedrungen fühle.

Jedoch ich kehre einen Augenblick zur Großen Mauer zurück. Die Gesandtschaft des Lord Macartney im Jahre 1793 mußte zum Kaiser in die Mandschurei kommen und erhielt so die gewünschte Veranlassung, dieß Wunderwerk zu sehen, hatte auch, um die zum Aufenthalte gewährten Minuten auszukaufen, vorher die Rollen der Beschauung und Messung der einzelnen Theile unter sich vertheilt. Auch aus neuester Zeit haben wir ähnliche interessante Berichte, unter Anderm durch Hauptmann Werner. „Mit dem Morgen der vierten Tagereise von Peking aus, schreibt Staunton, Sekretair jener englischen Gesandtschaft, entdeckte man auf den Seiten der entlegenen Gebirge eine hervorragende Linie, eine schmale, ungleiche Spur. Daß diese Linie bis auf die tatarischen Bergspitzen fortsetzte, war schon hinlänglich, die Aufmerksamkeit des Beschauers zu fesseln; aber in kurzer Zeit konnte man auch genau unterscheiden, daß sich eine Mauer mit Zinnen da befand. So viel das Auge aus Einem Standpunkte von dieser Festungsmauer umfassen konnte, welche längs der Bergrücken bald zu den höchsten Gipfeln derselben [an 5000 Fuß, also Schneekoppenhöhe] hinauf, bald in die tiefsten Thäler hinabstieg, zur Sicherung wichtiger Pässe an vielen Orten doppelt und dreifach stand und bis an den fernen Gesichtskreis fast alle hundert Ruthen mit Thürmen oder starken Bastionen versehen war, malte sie der Einbildungskraft ein Unternehmen von erstaunlicher Größe vor ... Die Wichtigkeit dieser Mauer hat freilich größtentheils aufgehört, seitdem die Länder auf beiden Seiten Einem Oberherrn angehören, und im Westen soll sie allerdings jetzt oft nur ein Erdwall sein, niedrig, schmal und viel versandet. Aber wenn man diese Grenzbefestigung [welche an 300 geogr. Meilen sich erstrecken, also so lang sein soll, als ginge sie von Gibraltar bis Constantinopel] im Allgemeinen betrachtet, so beweist sie, wie entschlossen und weitaussehend die Regierung sein mußte, welche sich in ein so erstaunliches Unternehmen einlassen konnte [hat man doch berechnet, daß diese Mauer mehr Material enthalten möge, als alle Gebäude Großbritanniens zusammengenommen]; man kann ferner davon auf den aus-

gebildeten Zuſtand der Geſellſchaft ſchließen, welche die Hilfsmittel zu einem ſolchen Werke herbeizuſchaffen und es fortzuführen im Stande war und endlich auf die Kraftäußerung und Beharrlichkeit, womit es vollendet wurde."

Wollten wir jetzt, am Schluſſe dieſer Periode, durch den Ihnen ſchon bezeichneten nordweſtlichen Paß aus China heraus, etwa um Tauſchhandel mit einigen weſtlichen Völkern in Seide u. dgl. zu treiben, ſo wird dieß für manche Zeitpunkte wenigſtens ſchwierig ſein, einerſeits wegen der vielen Garniſonſtädte, welche China vor dieſen Paß gelegt hat, andrerſeits gab es jetzt hier mächtige Bewegungen unter den angrenzenden Horden. Die ſchon erwähnten Hiungnu ſind auf Stämme blonder Raſſe gefallen und haben dieſe Stämme, welche, wie die Chineſen ſagen, rothe Haare, blaue Augen und lange Pferdegeſichter hatten, in die Dſungarei und weiter hinausgedrängt. Manche Gelehrte glauben nun, es ſeien dieß die Vorväter unſerer Schweden, Engländer, Deutſchen ꝛc. geweſen, wogegen jedoch andere Forſcher ſehr gewichtige Bedenken erheben. Dieß aber ſcheint gewiß, daß Jahrhunderte vorher, ehe der Stoß der „Völkerwanderung" in unſere Gegenden kam, er dort ſchon begonnen hatte.

Japan hatte zwar wol ſchon in der zweiten Periode, wie wir dort bemerklich machten, von dem am Ausfluſſe des Kiang beſtehenden Reiche U und von nördlichen Gegenden China's her Ankömmlinge geſehn, aber gewiß iſt erſt dieß, daß 160 Jahre vor Beginn dieſer Periode aus China her durch Sinmu, „den göttlichen Krieger", eine bedeutende Koloniſirung erfolgte. Die Grundinſtitute Japans ſind den chineſiſchen nachgebildet und man hat daher Japan bisweilen mit einigem Grunde eine Nebenſonne China's genannt, doch hat ſie jedenfalls eine bleibendere Geltung erlangt. Mit dem bezeichneten Zeitpunkte, wo die Inſel in die Weltgeſchichte eintritt, erhalten nun die kräftigen Inſulaner ihre Dairi's oder Mikado's, die „Himmelsſöhne"; jedoch bahnt ſich auch bald ein Widerſtreben der von jenen eingeſetzten weltlichen Generale en chef, der Seogun, gegen die mehr und mehr zurückgedrängten Himmelsſöhne an. — Was aber in dieſer Periode der preiswürdige Vater der Geſchichte, was Hippokrates u. A. vom hohen Norden ſagen, daß die Skythen zum größten Theile Nomaden wären, welche nicht ſäeten und ernteten, auch keine Stätte und feſte Wohnſitze hätten, wo Weiber

und Kinder in Zelten blieben auf Wagen, welche von zwei Rindern gezogen würden, während der Mann auf seinem Rosse an den Herden, seinem einzigen Besitzthume, lebe und sich seiner Fertigkeit im Reiten und Bogenschießen erfreue, — paßt allerdings noch heute auf manche Stämme dieser Gegenden, ist aber doch zu unbestimmt, als daß wir hier länger dabei verweilen dürften.

Leicht werden uns nun aber die uns entgegenkommenden Fittige der Poesie in das für edle Dichtkunst unendlich reicher begabte Volk der lichtern Inder tragen. Ich habe Sie nämlich jetzt zunächst an die beiden großen Epopöen oder Heldengedichte der Inder zu führen: Ramâjana und Mahabhârata, ein drittes, welches sich anreiht, ist nicht von gleicher Bedeutung mit jenen. Jenes erstere, oft sehr poetische, beschreibt in 24,000 Slokas oder Distichen, im Umfange also der vereinigten Ilias und Odyssee, die Helden- und Götterzüge des Rama nach dem Süden, das zweite in 100,000 Distichen den Zwist der alten beiden Königsgeschlechter, ihren Kampf und Untergang in der erwähnten heroischen Zeit. Beide Gedichte, besonders das letztere mit seinen vielen Episoden, enthalten sicher viele alte, Jahrhunderte lang mündlich fortgepflanzte Stücke; denn „bei festlichen Gelegenheiten, z. B. bei dem großen Roßopfer, war es geboten, daß die Sänger und Barden selbstverfertigte Strophen zum Lobe des das Fest feiernden Königs zu singen hatten, in welchen sie ihn mit den alten frommen Königen der Vorzeit in Verbindung setzten." Die Zusammenstellung und Redaction dieser Gedichte erfolgte sicher erst in dieser Periode und war das Werk sinniger Brahmanen, welche überhaupt auch jetzt, wie schon vorher, sehr viel für die Literatur, für Sammlung, Niederzeichnung und Auslegung der alten, wie für Anfertigung neuer Werke thaten, die zum Theil von sehr tiefer und geistvoller, zum Theil aber auch von wunderlich abstrakten und exorbitanten Speculationen zeugen. Gewiß fällt auch in diese Zeit der Ursprung des indischen Drama, da frühe schon bei den großen Opferfesten auch Tänze aufgeführt wurden mit Gesängen, und dann Dialoge zu diesen traten. Selbst die Baukunst fing sich an aus ihrer Wiege zu erheben, denn, wenn wir jetzt auch noch nicht die in ganz einziger Weise großartigen Felsentempel in Indien finden, so gehören doch sicher schon dieser Zeit die großartigen, in harten Felsen

eingehauenen, ſchön polirten Felſenhöhlen an, wo in einer Niſche Götterbilder und oft um dieſe viele, urſprünglich wol meiſt buddhiſtiſche, Prieſterwohnungen mit ſchmäler werdenden Eingängen waren.

Doch wir wenden uns jetzt zu dem glänzenden Geſtirne hin, welches während dieſer Periode in Vorder-Indien aufgegangen, über ein Jahrtauſend da bald heller, bald matter leuchtete, dann faſt völlig am Himmel Vorder-Indiens verſchwand, um ſo mächtiger aber ſpäterhin über Tübet, der Mongolei, China, Japan und ganz Hinter-Indien aufſtrahlte, — wir meinen Buddha, deſſen Zeit allerdings noch keineswegs ſo feſt ſteht, als Kongtſe's, der aber den wahrſcheinlicheren Nachrichten zufolge im Jahre 543 vor Chr. geſtorben iſt.

Welchen denkenden Menſchen, welchen Chriſt müßte es nicht anziehn, etwas Gewiſſes über dieſe großartige Erſcheinung zu vernehmen, da der Buddhismus nach den neueſten, wenn auch immer ſehr unvollkommenen, doch möglichſt ſorgfältigen Zählungen unter allen Religionen der Erde mindeſtens ſo viele Verehrer zählt als das Chriſtenthum, und da der buddhiſtiſche Kultus, wovon weiterhin die Rede ſein wird, ſo frappante Aehnlichkeit mit dem der chriſtlich-katholiſchen Kirche hat, daß die erſten katholiſchen Miſſionäre beim Anblicke deſſelben riefen: Das hat der Teufel Gotte nachgemacht! Dennoch muß ich Sie warnen, allen Nachrichten über Buddha, welche nicht aus den eigentlichen, erſt in der letzten Zeit eröffneten Quellen gefloſſen ſind, Ihr Vertrauen zu ſchenken. Es iſt unter den Denkern Europa's, ehe man genügende Einſicht hatte, durch die häufige unſelige Combination oft völlig fremdartiger Dinge ſo viel Ballaſt aufgefahren worden, daß endlich der Raum für ſolide Erkenntniß faſt weggenommen iſt, wenn das Erträumte nicht über Bord geworfen wird. Wundern Sie ſich deshalb nicht. Als der treffliche Colebrooke im Jahre 1827 ſeine berühmte Vorleſung über den Buddhismus hielt, konnte er denſelben nur aus den Widerlegungen der Brahmanen ſchildern. Bald darauf ſchickte Lord Hodgſon, welcher lange Reſident der engliſchen Regierung am Hofe zu Nepâl geweſen war, erſt eine Sammlung tübetaniſcher, dann 26 Foliobände und endlich 66 Bände dort geſammelter Bücher über den Buddhismus als Geſchenk an die Aſiatiſche Geſellſchaft in London und ziemlich ein gleiches an die in Paris. Man glaubte nun in Frankreich nicht würdiger dafür danken zu können, als daß man dem geiſtreichen, großen, leider ſo

früh verstorbenen Eugene Burnouf und einem andern Gelehrten auftrug, das Wesentliche jener Schriften darzustellen, was Jener in preiswürdiger Weise gethan hat. Da erst sahe man, was bisher noch nicht ausgemacht sein konnte, daß Buddha eine geschichtliche Person gewesen ist ꝛc. Nachher wurden aus dem Tübetanischen gewisse alte Denkmäler bekannt und in neuester Zeit hat ein edler Russe nach zehnjährigem Aufenthalte in Peking und tiefer Kenntnißnahme dieser Religion uns tiefere Aufschlüsse gegeben. Man sieht aus alledem, daß wir noch keineswegs auf dem Punkte sind, ein sicheres Urtheil namentlich über die Anfänge dieser großen Erscheinung zu fällen. Ohne der zahllosen Mythen zu gedenken, welche aus den verschiedensten späteren Zeiten darüber vorhanden sind, scheint Folgendes als gewiß anzunehmen.

Buddha, d. h. der Erleuchtete, Erwachte, der Weise, oder wie er sich selbst früherhin Siddhârta, später Gâutama nannte, auch Çakhjamuni benannt, d. h. der Mönch aus dem Geschlechte der Çakhja, woraus der mongolische Name Schigemuni geworden ist, war der Sohn eines Königs von Kapilavastu an den Gebirgen, welche Nepâl von Gorakhpur scheiden, in der Landschaft Aude.

Um aber den Buddha, wie er in bescheidenster Weise zu beurtheilen scheint, begreifen zu können, muß man wol zuvor noch Folgendes bedenken. Ohne allen Zweifel waren längst vor ihm im Brahmanenthum die alten Naturgötter gesunken, selbst die mit Obergewalt an die Stelle derselben getretenen Götter: Brahmâ, diese sublime, weitschichtige, hier und da sehr scharf ausgebildete Idee eines Schöpfergottes, der aber, wie hoch er auch in den Geistern der Brahmanen stand, nie Volksgott geworden ist, auch keine eigentlichen Tempel in Indien gehabt hat, ferner die erst wol Local-, dann allgemeineren Landesgötter: Wischnu und Çiva. Längst vor Buddha war ferner die wunderliche Idee der Seelenwanderung vorhanden, daß z. B. die Seele eines Räubers nach dem Tode desselben in einem Wolfe u. dgl. wiederkehren müsse, eine Lehre, deren Vorhandensein, wie wir schon sagten, in den alten Weda's noch nicht hat nachgewiesen werden können, welche sich aber als tief im indischen Volke begründet zeigt, als Hinweisung auf künftige Vergeltung sich dem Geiste des Inders sehr empfahl und seiner Phantasie viele Nahrung bot. Nun ist man ferner fast genöthigt zu

glauben, daß Buddha unter den vorhandenen philoſophiſchen Syſtemen mit dem der Sankhya-Philoſophie bekannt war, welche die Urgottheit (Brahma) verneinte und die alten Volksgötter herabzog, ebenſo die Weda's, an deren Stelle ſie die Philoſophie, die menſchliche Erkenntniß ſetzte und die Kultushandlungen für unwirkſam, zum Theil ſelbſt für unſittlich hielt. Laſtend lag endlich ſicher zu Buddha's Zeit auf dem Volke das von den Brahmanen zur größten Schroffheit ausgebildete Kaſtenweſen. Als geſchichtlich gewiß ſcheint nun, daß Buddha, ergriffen von der Nichtigkeit alles Irdiſchen, vom Glanze des Hofes weg ſich plötzlich zu den Büßern wandte, nach längerem Weilen aber erkannte, daß alle Kaſteiungen nichtig ſeien und daß er nun ein Almoſenheiliger wurde, welcher, was von großen Folgen war, Schüler, zunächſt fünf, um ſich ſammelte und die vier Grundwahrheiten lehrte, welche, wenn auch vielleicht noch nicht in den erſten Anfängen ſeiner Wirkſamkeit vorgetragen, doch ſehr alt ſind und wahrſcheinlich ſchon von ihm ſelbſt ſtammen, wenigſtens die Baſis des Buddhismus machen. Es ſind dieß aber die vier Grundlehren: der Schmerz, die Urſache des Schmerzes, die Vernichtung des Schmerzes und der Weg dazu; oder um es näher zu bezeichnen: Das Uebel iſt da: Krankheit, Alter und Tod iſt Beſtimmung jeder Kreatur; dieß Uebel erneuert ſich unaufhörlich durch das Geſchick, wiedergeboren zu werden, nach dem Tode in andern (Thier- ꝛc.) Formen wieder kommen zu müſſen; von dieſem Uebel ſich zu befreien iſt Ziel und Aufgabe, das Ziel iſt nämlich das nirvâna: Die vollſtändige Vernichtung der Exiſtenz, der beglückende Zuſtand des Austritts aus der Reihe der Exiſtenzen; der Weg endlich zu dieſem Ziele iſt Entſagung, Losſagung von jeder Begierde. Hierbei werden nun viele, zum Theil ſehr achtenswürdige Gebote, meiſt in verneinender Form gegeben: du ſollſt nicht tödten, nicht ſtehlen, nicht unkeuſch ſein, nicht lügen, nichts Berauſchendes trinken u. ſ. w., denn hochehrenwerth iſt unter allen Sonderbarkeiten die praktiſche Tendenz dieſer Religion, gleichwie daß Buddha dem heilloſen Kaſtenweſen entgegen den Menſchen jedes Standes einen Weg zum Ziele zeigte und ſo, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar dem Brahmanenthum entgegentrat. Freilich möchten diejenigen europäiſchen Gelehrten, welche ohne die jetzt erſt erſchloſſenen Quellen des Ur-Buddhismus gekannt zu haben, einſt dem Buddha ſelbſt wunderſam ſublime Speculationen zu-

ſchrieben, doch beherzigen, was der neueſte Forſcher in wenigſtens theilweiſer Wahrheit ſagt: „Was für eine geiſtige und wiſſenſchaftliche Bildung kann man auch, genau genommen, einem Menſchen zugeſtehen oder bei ihm vorausſetzen, welcher die Welt verläßt wie eine unnütze Laſt, ſein Haar abſcheert, das Recht aufgiebt, ein andres Gewand zu tragen als einen zuſammengeflickten Mantel, der weiter keinen Hausrath haben darf, als eine Schaale, in welcher er jeden Tag in der nächſten Stadt Speiſe ſammelt ꝛc. und alles dieß finden wir ſchon im uranfänglichen Buddhismus!“ — Neunzehn Jahre lang nun durchzog Buddha mit ſeinem Almoſentopfe die Länder des mittlern und öſtlichen Indiens, lehrte und ſammelte Glieder der Religionsgemeinſchaft, Bhikſchu, d. i. Bettler und ſelbſt einige Bhikſchuni, Almoſenſammlerinnen, erlaubte ihnen aber, zur Regenzeit auseinander zu gehen, denn noch gab es damals unter ihnen keine Klöſter und Tempel. Endlich, 80 Jahre alt, ſtarb er. Sieben Tage darauf wurde ſein Leichnam mit königlichen Ehren in die Krönungshalle geſetzt und nach indiſcher Sitte dann verbrannt. Seine Aſche ward in eine goldene Urne gelegt und noch ſieben Tage darnach wurden Feierlichkeiten zu ſeinen Ehren gehalten. Vom Scheiterhaufen ſammelte man nun die gebliebenen Ueberreſte ſeines Gebeines, z. B. den für Ceylon ſo wichtig gewordenen linken Augenzahn, verſchloß dieſelben in acht Cylinder oder metallene Käſtchen, und errichtete über dieſen eine gleiche Anzahl von Monumenten, welche man tschaitjas oder heilige Gebäude nannte. Später wurden dieſe Monumente geöffnet und an andere Orte hin vertheilt, wo denn noch heute in Indien und weſtlich vom Indus eine Menge von Denkmälern dieſer Beſtimmung und Einrichtung ſich findet, stupa's oder Topen genannt. Im Kultus findet ſich, wie man leicht denken kann, kein Thieropfer, nur Spenden von Blumen, Früchten ꝛc., dem Buddha, welcher durchaus nur Menſch iſt, aber höher ſteht als ſelbſt die Naturgötter, dargebracht. Bald nämlich nach ſeinem Tode und je weiter hin deſto höher ſtieg er im Glauben ſeiner Jünger. Sein Bild, wie er mit gekreuzten Beinen in der Stellung des Lehrers daſitzt, iſt zuſammt den Reliquien faſt von Anfang an der Hauptſchmuck in den Religionsverſammlungen ſeiner Verehrer geweſen. Als nun Klöſter aufkamen, wurde natürlich die Lehre weiter ausgebildet, ſchon in Veranlaſſung der bald mit den Brahmanen beginnenden, hin

und wieder sehr heißen Kämpfe. Wurde doch auch, in dieser Periode, der Buddhismus mächtig von einigen großen Herrschern, z. B. Açôka, gefördert, welcher für diese Religion das wurde, was späterhin Constantin der Große für die christliche Kirche geworden ist. — Man unterscheidet nun in Ausbreitung und Gestaltung des Buddhismus wesentlich drei Perioden; die erste ist die der vier großen Concilien und geht bis ans Ende unserer Periode; die andere ist die der Ausbreitung nach Ost und Nordost, nach Hinter-Indien also und China und liegt in den nächstfolgenden Perioden; die dritte, letzte ist die des Lamaismus in Tübet ꝛc. Unserer Periode angehörig sind, wie schon erwähnt wurde, die vier großen Concilien. Das erste, bald nach dem Tode Buddha's gehalten, suchte die Lehre Buddha's aus dem Gedächtnisse festzustellen, das zweite befestigte Lehren und Disciplin wider Secten und eingerissene Misbräuche, im dritten wurde die Reinheit des Kanon festgestellt, und was unermeßlich folgereicher war, hier wurde beschlossen, den Buddhismus durch friedliche Glaubensboten den fremden Völkern zu verkündigen, was zuerst nach Kaçmira und nach Ceylon hin geschah. Auf der vierten Synode unter dem großen indoskythischen Könige Kanischka um C. G. wurden die heiligen Lehren niedergeschrieben und so der Codex festgestellt. — Leider aber fand schon in dieser Periode das Eindringen indischer Mythologie in den anfangs mehr praktischen Buddhismus statt, was freilich bei der Individualität der Inder nicht lange ausbleiben konnte. Doch gehören die Vorstellungen von Adibuddha, als einem höchsten Gotte, von mehren übermenschlichen präexistirenden Buddha's und den von ihnen erschaffenen Bodhisattwa's, den vielen Götterordnungen und Welten, in denen sich Buddhisten mit Brahmanen überboten, durchaus einer spätern Zeit des vielfach entarteten Buddhismus an, auf welchen wir erst späterhin bei dem über den Dalai Lama zu Bemerkenden zurückkommen werden.

Man hat nun in geistvoller Zusammenstellung das humane Streben des jungen Buddhismus, die starren, lastenden Fesseln des Brahmanenthums zu durchbrechen, mit dem Einfallen Alexanders des Großen in das streng abgeschlossene Indien verglichen, wodurch dasselbe, wenn auch Alexander nur am westlichen Himmel Indiens hinstreifte, doch mehrfach dem Abendlande eröffnet wurde. Als nämlich Alexander

von Makedonien auf ſeinem Kriegszuge, die dem ganzen Europa einſt angethane Schmach an den Perſern zu rächen, in Verfolgung des gefährlichen Beſſos, welcher den König Dareios ermordet hatte, nahe an die Grenzen von Indien gekommen war, faßte er, auch in Folge einiger mit indiſchen Fürſten eröffneten Verbindungen, den Plan nach Indien einzudringen; es lockte auch der Glanz, mit Eroberung des großen, berühmten, reichen Landes bis an die Grenzen der bewohnten Erde vorzudringen. Er ſetzte über den Indus und kam ins Pendſchab, wo er im Mai des J. 326 vor C. die berühmte Porosſchlacht am Fluſſe Hydaspes ſchlug und ſiegte. Endlich ſahe er ſich, obſchon in heißem Verlangen, bis an die Mündung des Ganges, bis an den Ocean, welcher die Erde umflute, zu dringen, doch durch den Unmuth des Heeres, welches namentlich des mit den Elephanten begonnenen Kämpfens müde geworden war, gedrungen, zurückzukehren, zog den Indus hinab, und ging unter entſetzlichem Verluſte mit dem Heere an der ſengenden Küſte von Karamanien hin, während die Flotte an der Küſte bis in den Perſiſchen Meerbuſen ſteuerte.

Was könnte ich aber Ihnen, meine Verehrteſten, hierbei Beſſeres und Größeres bieten, als eine mir möglichſt getreue Ueberſetzung der klaren Schilderung, welche uns Arrhianos (Arrianus) in ſeinem Buche über den Feldzug Alexanders von der Porosſchlacht gegeben hat. Zwar lebte Arrian erſt um 150 nach C., aber er ſagt ſelbſt, den Berichten des Ariſtobulos und des Ptolemaios, nachherigen Königs von Aegypten, gefolgt zu ſein, weil Beide Augenzeugen geweſen wären, ferner weil es doch für einen König ſchimpflicher wäre zu lügen, als für jeden andern Menſchen und endlich weil Beide erſt nach dem Tode Alexanders geſchrieben hätten. Arrian ſagt nun dieß: „Da Poros (der König der Inder) einen Platz fand, wo er keinen Schlamm, ſondern von Sand alles platt und feſt ſahe zu Anlauf und Wendung der Roſſe, ſo ſtellte er die Schlachtordnung auf, zuerſt an der Fronte die (200) Elephanten ſo, daß zwiſchen je zwei Elephanten ein Raum von mindeſtens fünfzig Schritt war und die Elephanten (alſo in einer Länge von ziemlich einer Meile) vorn vor dem ſogenannten Fußvolk ſtehen und den Reitern Alexanders Furcht einflößen ſollten; dachte er doch, es würde kein Feind wagen in die Zwiſchenräume unter die Elephanten einzudringen, nicht mit Roſſen wegen der Scheu der Roſſe, und Fußvolk noch we-

niger, da es von den Angriffen der ſchwerbewaffneten Soldaten würde bedrängt und von den ſich wider daſſelbe kehrenden Elephanten niedergetreten werden. Dazu kamen nun die Linientruppen, nicht in gleicher Reihe mit den Thieren, ſondern in zweiter Reihe hinter den Elephanten ſo, daß jede Abtheilung wie eingeordnet ſtand in jene Zwiſchenräume. Das Fußvolk ſtand an den Flügeln noch über die Elephanten hinaus, die Reiterei zu beiden Seiten des Fußvolkes und vor dieſer auf beiden die Streitwagen. Da nun Alexander die Inder aufgeſtellt ſahe, beorderte er (zunächſt) die Reiterei vor, um das (vom Ueberſetzen über den Strom) nachrückende Fußvolk ſich ſammeln zu laſſen. Wiewol ſich die Kolonnen des Fußvolkes im Trabe bald angeſchloſſen hatten, ſo fügte er ſie doch nicht ſogleich in die Schlachtordnung ein, damit er ſie nicht vom Laufe ermüdet und keuchend dem Feinde Preis gäbe, ſondern er ließ die Reiterei ſich um das Fußvolk ziehen, damit dieß ruhete und neue Kraft gewänne. Als nun aber Alexander die Schlachtordnung der Inder ſahe, beſchloß er, nicht in der Mitte, wo die Elephanten ſtanden und die dichten Schaaren des Fußvolks in die Zwiſchenräume hinten hingeſtellt waren, anzugreifen, ſondern, da er an Reitern überlegen war, nahm er die Mehrzahl derſelben an ſich und führte ſie nach dem linken Flügel des Feindes zu, als wollte er da eindringen. Den Koinos ſchickte er nach dem rechten Flügel (der Feinde) mit ſeinen und des Demetrios Schwadronen ſammt dem Befehl, daß, wenn die Feinde das Corps der Reiter gegen ſie anrücken ſähen und nun dagegen rückten, ſie ihnen in den Rücken fielen; die Kolonnen des Fußvolks gab er dem Seleukos, Antigenes und Tauron zu führen, jedoch nicht eher ans Werk zu gehen, als bis ſie von ſeiner Reiterei das Fußvolk und die Reiter (der Feinde) in Unordnung gebracht ſähen. Schon war man auf Pfeilwurf genaht, da ſandte er gegen den linken Flügel der Inder an tauſend Mann Reiterſchützen, um durch den Regen der Pfeile und den Anlauf der Reiterei die dort ſtehenden Feinde zu verwirren, er ſelbſt mit der Reiterei der Bundesgenoſſen führte die Schwadronen ſcharf hin gegen den linken Flügel der Feinde, indem er eilte, die am Flügel in Verwirrung Geſetzten anzugreifen, bevor ihre Reiterei ſich vor die Fußkolonnen herausſtellen könnte. Unterdeſſen ſammelten die Inder von allen (beiden) Seiten ihre Reiter und ſprengten gegen den Alexander, um ſeinem Angriffe

zu begegnen, die Leute des Koinos aber kamen, wie es angeordnet war, ihnen in den Rücken. Dieß ſahen die Inder und wurden nun genöthigt, gegen den Alexander die meiſte und beſte Reiterei zu ſtellen, die andre aber wandte ſich gegen den Koinos und ſeine Leute. Dieß verwirrte nun geradezu die Reihen und Gedanken der Inder und da Alexander den günſtigen Augenblick wahrnahm, wo die indiſche Reiterei nach beiden Seiten ſich wendete, ſo warf er ſich auf die gegen ihn hingerichtete Maſſe, ſo daß die Inder den Angriff ſeiner Leute nicht aushielten, ſondern zu den Elephanten wie zu einer befreundeten Mauer flüchteten. Dann trieben die Elephantenlenker die Thiere gegen die Reiterei und die Kolonne der Makedonen rückte gegen die Elephanten, ſchleuderte die Wurfſpieße auf die Lenker und von allen Seiten auf die Thiere ſelbſt. Es war ein Stück Arbeit, wie noch nie ein Kampf geweſen war, denn die Thiere, welche in die Reihen des Fußvolks vorliefen, verwüſteten, wohin ſie ſich nur wandten, die dichtgedrängte Kolonne der Makedonen und da die indiſche Reiterei ſahe, daß das Fußvolk die Hauptarbeit hatte, wandte ſie ſich wieder gegen die makedoniſche Reiterei. Als ſie aber von Alexanders Leuten wiederum geſchlagen war, indem dieſe an Stärke und Kriegserfahrung viel voraus hatten, flüchtete ſie ſich aufs Neue zu den Elephanten. Da ballte ſich nun die ganze Reiterei Alexanders wie in Einen Haufen, nicht auf Befehl, ſondern durch den Kampf ſelbſt in dieſe Stellung gebracht, und wo ſie nur auf die Reihen der Inder ſtieß, machte ſie ein großes Schlachten. Als nun ſo die Thiere in die Enge getrieben waren, litten ebenſo Freunde als Feinde durch dieſelben, niedergetreten beim Umwenden wie beim Vordrängen der Koloſſe. Da jetzt die Reiterei eng um die Elephanten zuſammengedrängt war, entſtand ein großes Blutbad; die Lenker der Elephanten waren meiſt durch die Wurfſpieße getödtet und die Elephanten ſelbſt theils verwundet, theils hielten ſie, ermüdet und der Lenker beraubt, nicht mehr Stand im Kampfe, ſondern von ihren Wunden wie unſinnig gingen ſie auf Freunde wie auf Feinde los, drängten auf alle Weiſe heraus, ſtampften nieder und verendeten. Die Makedonen griffen auf freiem Felde und nach ihrem Belieben an, wichen den Thieren, wo dieſe anrannten, aus und warfen ſie, wenn ſie zurückgingen, mit Spießen. Die Inder aber, welche mitten unter den Thieren ſtanden, hatten noch ärger von ihnen zu leiden. Wie nun die

Thiere ermüdet und ihre Angriffe matter waren und sie pfeifend wie Schiffe zurückwichen, da ließ Alexander die Reiterei sich rings um die Schlachtordnung ergießen, das Fußvolk aber auf gegebenen Trompetenstoß mit aneinander gehaltenen Schilden wie zum dichtesten Einschlusse andringen. So wurden die indischen Reiter bis auf wenige niedergemetzelt; ebenso das Fußvolk, da von allen Seiten die Makedonen heandrängten, und wo nur die Reiterei Alexanders es zuließ, wandte sich Alles zur Flucht". So endete diese Schlacht. Poros, welcher Großes in dem Kampfe gethan hatte, nicht blos als Feldherr, sondern auch als tapferer Soldat, und der nun die Reiter getödtet, die Elephanten theils niedergestreckt, theils ihrer Lenker beraubt traurig umher irren, vom Fußvolke aber die meisten umgekommen sahe, flohe doch nicht wie jener große König Dareios zuerst von allen, sondern, so lange er einen Theil der Inder kämpfen sahe, kämpfte auch er. Da er aber an der rechten Schulter, welche er allein in der Schlacht entblößt trug, verwundet war (denn der an Stärke und Arbeit ausgezeichnete Panzer, wie man nachher schauen konnte, deckte übrigens den Leib), wandte er den Elephanten und ritt fort. Alexander wünschte ihn gerettet, da er ihn als einen großen und edlen Mann im Kampfe erkannt hatte. Er schickte da zuerst den Inder (König) Taxiles. Als dieser heransprengte, soweit es vor dem Elephanten, auf welchem Poros ritt, unbedenklich war, und den Poros bat, das Thier anzuhalten, denn entfliehen könne er doch nicht, und bat, die Worte Alexanders zu vernehmen, da sahe dieser den alten Feind Taxiles, wandte sich, und drang auf ihn los, als wollte er ihn mit der Lanze durchbohren, was auch vielleicht geschehen wäre, wenn dieser nicht gleich sein Roß gelenkt und aus dem Angesichte des Poros sich eiligst entfernt hätte. Auch darüber zürnte Alexander dem Poros nicht, sondern schickte unter Anderen auch den Inder Meroes zu ihm, da er hörte, daß dieser ihm von Alters her befreundet wäre. Da nun Poros die Rede des Meroes gehört hatte und heftigen Durst litt, so hielt er seinen Elephant an und stieg ab und als er getrunken und aufgeathmet hatte, befahl er, man sollte ihn sogleich zum Alexander führen. Als nun Alexander hörte, daß Poros käme, so ritt er mit einigen wenigen seiner Freunde ihm entgegen, und indem er mit dem Rosse anhielt, bewunderte er die Größe des Poros, er war (natürlich mit dem Kopfschmuck) über fünf Ellen hoch, und die Schönheit

desselben, auch daß er kein Zeichen knechtischer Gesinnung blicken ließ sondern wie ein tapferer Mann an einen Tapfern herantritt, nachdem er für sein Reich tüchtig gekämpft hat. Alexander redete ihn zuerst an und ließ ihm sagen, wie er sich behandelt wünsche. Königlich, o Alexander! soll Poros erwiedert haben. Alexander freute sich der Rede und sagte: Das werde ich meinetwegen thun, aber sage, was dir lieb sein wird; Poros aber sprach: In dem Worte (Königlich) ist Alles enthalten. Alexander freute sich noch mehr dieses Wortes und ließ dem Poros sein Reich. Zwar ist Alexander, wie wir schon erwähnten, gar nicht in das Innere Indiens gekommen, auch ist in Indien fast durchaus kein Denkmal dieses Feldzuges aufzufinden, doch ist derselbe nicht ohne bedeutende Folgen geblieben, er eröffnete Indien mehr dem Westen. Blicken wir endlich zum Schlusse dieser Periode auf Hinter-Indien, so liegt dieses noch immer in tiefem Dunkel, nur kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß nach der Mitte dieses Zeitraumes einige Kolonien von vorderindischen Königen aus dahingingen, ja schon vor Anfang unserer Zeitrechnung durch Vorder-Inder Pflanzungen auf Malakka und Java angelegt wurden, denn diese Insel dämmert am ersten unter denen des Indischen Archipelagus aus dem Dunkel hervor, während die östlichsten Theile Hinter-Indiens: Kotschin- (Cochin-) China und Tonkin um diese Zeit länger unter chinesischer Botmäßigkeit standen.

Vierte Vorlesung.

B. Mittle Zeit.

Fünfte Periode.

Von Christi Geburt bis 600 nach Christus.

China: Der Buddhismus nach China; Seidenhandel; Thee; Porzellan; Japan.

Indien: Felsentempel; Kalidâsa (Sakuntala); der Alexandrinische Handel; Java.

Die mittle Zeit Ost-Asiens.

Fünfte Periode.

Von Christi Geburt bis 600 nach Christus.

Zu der Zeit, in welche wir jetzt eintreten, der Geburt Jesu nämlich, war die politische Gestaltung der Welt so einfach, als sie selten gewesen ist. Im Westen ging das Römische Reich um das ganze Mittelländische Meer bis an die Küsten des Kaspischen Meeres; im Osten dagegen breitete sich zeitweilig das Chinesische Reich durch die hohe Tatarei bis über den Beluttagh hin und nur das mächtige Partherreich trennte diese beiden Staatenkolosse; sogar das meist sehr zerstückelte Indien zählte damals weniger Herrschaften.

Wir finden aber China unter der schon erwähnten, in Förderung der Macht wie der Wissenschaften ausgezeichneten Han-Dynastie, welche über 200 Jahre vor und ebenso lange nach C. G. den Thron behauptete, worauf bis ans Ende dieser Periode unter manchen Stückelungen und inneren Unruhen sechs kleinere Dynastien kamen.

Das Wichtigſte für das Land war unſtreitig die im Jahre 65 nach C. erfolgte Einführung des Buddhismus. Zwar waren ſchon lange vorher und wiederholt buddhiſtiſche Prieſter auch mit heiligen Schriften ihres Glaubens nach China gekommen, aber man glaubte damals nicht an Buddha, ſagen die chineſiſchen Berichte. Nach den Angaben dieſer hatte aber im erwähnten Jahre der Kaiſer Mingti einen Traum. „Es dünkte ihm, daß ein Mann goldgelber Farbe und hoher, emporragender Geſtalt mit einem Heiligenſcheine um das Haupt, welcher Sonne, Mond und alle anderen Lichter überſtrahlte, über dem Vorhofe des Palaſtes einherſchwebe. Bei ſeinem Erwachen fragte er die Hofleute und verlangte Auskunft über dieſe wundervolle Erſcheinung. Man deutete ſie auf den in China längſt bekannten, erhabenen Gott des Weſtens, auf Buddha. Der Kaiſer ſandte nun einen angeſehenen Beamten nach dem Weſten, um über dieſen Gott und ſeine Lehre Erkundigung einzuziehen. Der Geſandte brachte zwei buddhiſtiſche Prieſter mit heiligen Schriften, welche auf einem weißen Roſſe liegend unter großem Zulaufe des Volks nach der Hauptſtadt des Reiches geführt wurden. Mingti ließ nun ein buddhiſtiſches Kloſter bauen, welches zum Andenken an dieſe denkwürdige Begebenheit das Kloſter „zum weißen Roſſe“ genannt wurde. Einer ſeiner jüngern Brüder (und dieß war wol ein Haupthebel in dieſer Sache) war der erſte, welcher ſich in China öffentlich zur Religion Buddha's bekannte. Der Hof gab das Beiſpiel und es verbreitete ſich allmählich dieſe Lehre. Dieſe heiligen Schriften wurden dann ins Chineſiſche überſetzt und die Originale im Kloſter aufbewahrt, wo ein ewiges Licht vor ihnen brannte und das Volk ſchaarenweis hinſtrömte, anzubeten.“ Auf dieſe Weiſe kam die Lehre von der Seelenwanderung nach China, wenn auch erſt ſpäter unter das Volk ſelbſt. Wol aber heißt es gegen den Schluß des zweiten Jahrhunderts: Viele Chineſen ließen ſich das Haupt ſcheeren und gingen in die Klöſter; das gemeine Volk bekannte ſich in Maſſe zu dieſer Lehre. Buddhiſtiſche Prieſter kamen bald in Menge nach China, und ſchon in dieſer Periode gingen andrerſeits buddhiſtiſche Mönche nach Indien, um die dortigen heiligen Sitze ihres Glaubens kennen zu lernen, unter welchen letzteren wir einigen derſelben ſehr wichtige, ſchon in europäiſche Sprachen überſetzte Berichte verdanken. Im fünften Jahrhunderte unſrer Zeitrechnung war der Buddhismus

ſchon ſoweit in China verbreitet, daß man die Tempel und hohen Thürme deſſelben, wie ein Gouverneur an den Kaiſer berichtet, ſogar in den geringſten Dörfern erblickte; zu Zeiten wurde er begünſtigt, zu anderen Zeiten und von anderen Herrſchern gedrückt. Sehr bezeichnend iſt, was in Betreff der vielen ſich nun erhebenden Klöſter ein edler Kaiſer am Beginn des nächſten Zeitraums ſagte: „Unſere Altvordern waren der Anſicht, daß, wenn irgend ein Menſch nicht arbeitet, oder irgend ein Weib ſich nicht mit dem Seidenbau und der Spinnerei beſchäftigt, ſo werde es Jemand im Lande geben, der darunter leide und deßhalb hungern und frieren müſſe. Was ſoll nun daraus werden, wenn, wie dieß heutigen Tages der Fall iſt, eine Menge geiſtlicher Perſonen beiderlei Geſchlechts ſich von andrer Leute Schweiß nähren und kleiden und noch überdieß viele Arbeiter in Anſpruch nehmen, um auf fremde Unkoſten prächtige Gebäude aufzuführen?“ Trug doch auch der Buddhismus in ſeinem Mangel an der eigentlichen Gottesidee, in ſeiner urſprünglich wehmüthigen, niederdrückenden Anſicht vom Erdenleben, wie in ſeiner, vielen Phantaſtereien Thür und Thor öffnenden, bald immer ausſchweifender ſich bildenden Seelenwanderungslehre und bei ſeinem nach und nach beſonders im Norden craſſer gewordenen Kultus, auch viele Gründe vom geiſtigen Niedrigbleiben der Völker in ſich, welche ihm huldigten. In einige dieſer fremden Länder, z. B. China, Japan, brachte er freilich erſt eigentlich eine Art Religion für das Volk und jene Nachtheile wurden durch anderweite Erſcheinungen dieſer Länder, z. B. durch das heitere, hauptſächlich nur auf das Sinnlicherkennbare gerichtete Volksnaturell der Chineſen, den nüchternen Confucianismus u. dgl. wiederum gemindert. Es blieb nämlich von Seiten des Staats und aller Lettré's die hohe Ehrfurcht gegen Kongtſe, ja es wurde am Beginn dieſer Periode ein großer Saal gebaut, in deſſen Hintergrunde man das Bild des Kongtſe und an den Seiten die Bilder von 72 ſeiner Schüler ſtellte, wo denn auch der Kaiſer ſelbſt mit ſeinem Gefolge die Huldigung des Schülers gegen ſeinen großen Lehrer darbrachte. Achtenswerth iſt, daß insbeſondere noch in dieſer Periode Buddhiſten bisweilen mit den Anhängern des Kongtſe für Förderung der Literatur wetteiferten, ja zu Zeiten ſelbſt die Verehrer des Laotſe, die Taoſſe, nicht zurückblieben. So beſtehen nun ſeitdem in China weſentlich drei ältere Sekten neben einander:

die Confucianer, Buddhisten und Taosse oder Taoisten; die Staatsbeamten huldigen dem Kongtse, können aber übrigens auch zugleich Buddhisten oder Taosse sein, so daß, wie berichtet wird, mancher Chinese verlegen sein würde, wenn er genau angeben sollte, zu welcher dieser Religionsformen er sich speciell bekenne.

Jedoch wie dürfte ich länger von einer Sache schweigen, an welche die weise Fürsehung viele Tugenden des Fleißes und der Betriebsamkeit, viele tiefe Forschungen alter und neuer Zeit und zugleich die Kenntniß mancher wichtigen, gleichsam neben ihr liegenden Dinge geknüpft hat, — den Seidenhandel. Zunächst ist nun durch sorgfältige von französischen Gelehrten angestellte Forschungen ermittelt worden, daß der Maulbeerbaum, morus alba, und der eigentliche Seidenwurm, phalaena bombyx mori, nur in China heimisch und von da über die Erde geführt worden ist, denn, wenn auch Missionäre von manchen andern, ein ähnliches, aber gröberes Zeug bietenden Würmern, „den wilden Seidenwürmern" sprechen, dergleichen sich in China, Indien ꝛc. finden, so ist und bleibt doch jenes Insekt und Gewächs nur in China heimisch und die Geschichte ist sogar im Stande, die allmähliche Verbreitung dieser Gegenstände von China aus in die benachbarten Länder bis nach Europa hinein nachzuweisen. — Sie erinnern sich sodann, daß nach chinesischen Angaben schon vor fünftehalb tausend Jahren die Gemahlin des Kaisers Hoangti große Sorgfalt auf die Pflege der Seidenwürmer soll verwendet haben und daß in dem berühmten Traktate des alten nachmaligen Herrschers Jü über die Tribute an den Kaiser schon der Tribut einer gewissen Provinz an Seide vorkommt. Die erste deutliche Nachricht von Seide in den westlichen Ländern steht beim Prophet Ezechiel, also um 600 vor Chr. G., indem es Kap. 16, Vers 10, daselbst an Jerusalem heißt: „Ich gab Dir feine linnene Kleider und seidene Schleier" und Aehnliches wiederholt. Man muß es auch als wahrscheinlich erkennen und spätere Schriftsteller sagen dieß geradezu, daß die „medischen" Gewänder, von deren Pracht und Kostbarkeit Herodotos spricht, seidene gewesen seien. Sodann nennt der nachher zu erwähnende Kaufmann Arrhianos unter der Ausfuhr indischer Häfen auch serisches Gewebe, welches über Baktra nach dem Ganges herabgekommen sei, also auf dem Landwege über die hohe Tatarei, und mußten doch zeitweilig die den Handel betreibenden Kauf-

leute bei den Kriegen der Römer mit den Parthern manchen Umweg machen. Seit den letzten Jahrhunderten vor C. G. nun kommt häufig das Wort sericum zur Bezeichnung eines seidenen Gewandes vor, gleichwie ein Volk Seres erwähnt wird, von welchem die seidenen Zeuche herkämen. Dennoch hat es nie ein Volk dieses Namens gegeben. Die Sache hatte man aber doch getroffen, denn sser, sse heißt im Chinesischen der Seidenwurm, daher bedeutet der Name Seres so viel als Seidenleute, wobei freilich unbestimmt bleibt, ob damit das Volk gemeint sei, von welchem die seidenen Zeuche gefertigt werden, oder die den Zwischenhandel treibenden Völker, da wir bestimmt wissen, daß damals Griechen und Römer noch nicht unmittelbar die Seide von den Chinesen holten. In der Unbestimmtheit dieser Völkerschaft Seres ist es nun auch lange geblieben, da die Seres bald als ein kriegerisches Volk bezeichnet werden, was ganz für die den Zwischenhandel treibenden Parther ꝛc. sich eignet, bald dagegen und mehrfach als milde Leute, welche den Tauschhandel mit den Fremden also trieben, daß die Fremden ihre Waaren (hier Purpurstoffe u. dgl.) an den Fluß legten und sich nun zurückzogen, worauf die sanften Seres kamen, welche wie das Wild das Zusammentreffen mit Menschen scheueten, dann das an seidenen Zeuchen von ihnen dagegen Gebotene hinlegten u. s. w., was alles sehr wohl auf die Chinesen paßte. So ist es nun gekommen, theils daß der größte Geograph des Alterthums, Ptolemaios, im zweiten Jahrhunderte nach C. in die Gegenden des heutigen China nördlich die Seres und südlich die Sinai setzt, welche man vom Seewege her durch die Berichte der Kaufleute hatte kennen lernen, theils daß, als auf diesem Wege mehr und mehr Kunde vom Osten gekommen war, der schwankende Name Seres endlich ganz verschwunden ist. — Seidene Zeuche waren aber um Chr. G. ein sehr beliebter Luxusartikel in Rom; da hatte man subsericum, halbseidene Gewänder, und holosericum, ganzseidene, welche letzteren so kostbar waren, daß der Kaiser Aurelianus seiner Gemahlin die Bitte abschlug, ein holosericum als zu theuer zu schaffen. Das erste bekannte Vorkommen solcher Zeuche bei den Römern, wo sie doch wol schon länger vorhanden waren, ist, daß bei den Spielen, welche Julius Cäsar dem Volke im Jahre 45 vor Chr. gab', alle Vorhänge, welche die Theater schmückten, aus Stoffen vom Lande der Seres gewesen sein sollen,

nach dem eben Bemerkten also wol von Halbseide. Derartige trugen meist die Frauen, da man, wie eine Stelle in der Naturgeschichte des Plinius bezeugt, in einem gewissen Stadttheile Roms viel darin arbeitete, die ganzseidenen Zeuche, welche aus China herbeigeführt waren, zu zertrieseln und mit eingeschossener Baumwolle ꝛc. neue Stoffe zu machen, oft sehr dünn; da klagt Plinius: „unter so vielfacher Arbeit holt man's aus weiter Welt, damit nur im Publikum die Gestalt der Dame durchleuchte (ut matrona transluceat)". Da nun auch bald die Männer, die Senatoren sogar, anfingen, seidene Zeuche zu tragen, so erging ein Verbot nach dem anderen, weil jährlich zu ungeheure Summen dafür nach dem Orient gingen und die Kleidung zu weichlich für den Mann wäre. — In ausgezeichneter Weise vermögen wir aber, durch das Verdienst des edlen Ptolemaios einerseits und andererseits durch die Nachrichten der Chinesen, die alte Seidenstraße bis nach China hin zu verfolgen.

Man setzte nämlich bei der längst untergegangenen Stadt Hierapolis über den Euphrat, ging durch Mesopotamien, von wo einst Abraham ausgegangen war, über den Tigris und kam nach Ekbatana, der Hauptstadt des alten Medien, sodann unterhalb der Südküste des Kaspischen Meeres an die „Kaspischen Thore" oder Pässe, an diesen einzigen Weg, welcher aus dem nordwestlichen Asien in die nordöstlichen Provinzen Persiens sowie nach Indien führt; die Perser hielten diese Defileen mit eisernen Thoren, deren sich in jenen Gegenden Asiens mehre finden und mit starken Waffen besetzt; durch diese Pässe verfolgte denn auch Alexander den Königsmörder Bessos. Von hier ging es in östlicher Richtung nach Hekatompylos d. h. d. hundertthorige, da von ihr aus die drei Hauptstraßen nach den drei Haupttheilen des Parther-Reiches gingen, nach West, Nord und Ost. Von hier ging man etwas nördlich bis ziemlich an die Südostspitze des Kaspischen Meeres, um so über den Kamm des von Osten her streichenden hohen Gebirges zu kommen, sodann östlich am Gebirge hin bis Baktra, jetzt Balkh, der sogenannten „Mutter der Städte". Man stieg von hier aus nordöstlich bis zu dem berühmten „Steinernen Thurme", wie man glaubt, am Terekpasse, nordwestlich vom jenseitigen Yarkand. Bis zu dem genannten „Thurme" gingen die griechischen und phönikischen Kaufleute, von da an bis China die Zwischenhändler, die Asi,

wie die Chineſen ſie nannten, die Parther ꝛc. Es hatten nämlich, wie chineſiſche Berichte ſagen, , zu alten Zeiten die Könige von Ta-Tſin (das iſt: die römiſchen Kaiſer) das Verlangen, in Verbindung mit den Chineſen zu treten, aber die Aſi, welche ihre Stoffe an die Leute von Ta-Tſin verkauften, trugen immer Sorge, ihre Straße zu verheimlichen und die directe Verbindung beider Reiche zu hindern. Dieſe Verbindung konnte erſt unter Huanti (im Jahre 166 nach Chr.) ſtatt finden, wo der König von Ta-Tſin, Namens Anthun (wahrſcheinlichſt Antoninus), Geſandte ſchickte; noch kamen dieſe nicht über den Norden, ſondern über Tonkin (dies war der erſte directe Verkehr der Römer mit China); es war aber nichts Pretioſes, was die von Ta-Tſin brachten." — Kehren wir zum „Steinernen Thurme" zurück, ſo iſt dieſer nach vielen angeſtellten Unterſuchungen wahrſcheinlich beim jetzigen Oſch oder Uſch (nach andern das heutige Taſchkend). Hier iſt der Tact i Sulaiman, d. h. Salomo's Thron, mit welchem Namen die Mohammedaner viele alte, wichtige Gebäude bezeichnet haben, zwei alte Gebäude, wahrſcheinlich eine ehemalige Station mit Dorf für die Grenzbeamten und für die reiſenden Kaufleute. — Eine andere Straße führte von Balkh nicht ſo hoch nach Norden, nicht ſo lang am Gebirge hin, ſondern ſüdlicher über die Pamirhöhe, wie wir ſpäter bei Marco Polo ſehn werden. — Ueber den Weg nun, welcher von hier, von Balkh, nach China ging, ſagt der edle Araber Maſûdi um 900 nach Chr., er habe in Balkh einen ſehr verſtändigen Greis geſehen, welcher mehrmals die Reiſe nach China und immer zu Lande gemacht habe; auch habe er mehre Perſonen in Khoràſan gekannt, welche ſich von Sogdiana nach Tübet und China begeben hätten, indem ſie durch die Berge gegangen wären, welche das Ammonialſalz liefern. „Die Gegenden, erzählt er, welche zwiſchen Khoràſan und China liegen, ſchließen die Ammonialſalzberge (im Thianſchan) ein. Im Sommer ſieht man während der Nacht Flammen aus dieſen Bergen ſteigen, am Tage Rauch. Im Anfange des Winters richten ſich die Leute, welche von Khoràſan nach China gehen wollen, nach dieſem Orte hin. Da iſt ein Thal mitten in den Bergen, 40 bis 50 Meilen lang. Die Wanderer wenden ſich an Leute, die im Lande wohnen und erlangen deren Dienſte um ein beträchtliches Salär. Dieſe Menſchen tragen die Effecten der Wanderer auf ihren Schultern und laſſen die Wanderer

vor ſich hergehen, indem ſie dieſelben mit einem Stocke antreiben, aus Furcht, daß ſie auf dem brennenden Boden matt werden und ſich ihnen zum Verderben aufhalten. Man findet am Ende des Thales Gehölz und ſtehende Waſſer. Kommt man da an, ſo werfen ſie ſich ins Waſſer, um die Hitze zu kühlen, welche ſie ergriffen hat. Hier kann kein Thier gehen". (Dies iſt der kürzeſte, aber beſchwerlichſte dieſer nördlichen Wege.) „Es giebt aber einen andern Weg, wo Laſtthiere gehen können, da braucht man jedoch ungefähr vier Monate Marſch". Ging man ſüdlich vom Thianſchan und von da an den Lop-See, ſo war dieſe letztere Gegend, ſicher im Zuſammenhange mit den vielen vulkaniſchen Erſcheinungen am Thianſchan, ſehr verrufen. Dort, ſagte man, ſei der Tummelplatz gewaltiger Stürme, welche aus Nordweſt hereinbrechen; erſt iſt ein Getoſe wie Erdbeben, plötzlich hört dieß auf und Wirbelwinde, welche Dächer abreißen, Steine in die Luft ſchleudern, Menſchen und Thiere oft ſpurlos mit Sande verſchütten oder in den See hinraffen, brechen herein. Daher beten und opfern hier die Karawanen den böſen Geiſtern, ehe ſie dieſe Stätten betreten. „In dieſen Sandwüſten, ſagt der ehrliche buddhiſtiſche Prieſter Fahian, welcher um 400 nach Chr. von China nach Indien reiſte, giebt es ſo ſengende Winde, daß, wenn man in dieſelben hinein geräth, man ſtirbt und Niemand entkommt. Man ſieht weder Vögel in der Höhe fliegen, noch Thiere am Boden gehen. Sucht man die eigentliche Stätte des Marſches, ſo gewahrt man, wieweit das Auge trägt, auf allen Seiten kein anderes Zeichen, an welchem man ſie zu erkennen vermöchte, als die Gebeine derer (der Menſchen und Kameele), welche daſelbſt umgekommen ſind". Wen dürfte es nach alledem nun befremden, wenn Ptolemaios für ſeinen Bericht über die erwähnte Straße erfuhr, daß vom Steinernen Thurm bis zu den Seres ein Marſch von ſieben Monaten unter vielen Stürmen ſei?

Suchte man denn aber, fragen Sie, bei der großen Schwierigkeit die Seide zu bekommen, nicht frühe Seidenwürmer und Maulbeerbaum zu erlangen? Nun, jedes Volk giebt wol weit eher ſeine Fabrikate als die in ſeinem Lande gewonnenen Stoffe heraus, und ſo war denn auch in China bald eine ſchwere Strafe auf die Ausfuhr jener beiden Gegenſtände geſetzt; jedoch um das Jahr 140 kam Beides über die Grenze hinaus. Chineſiſche Berichte ſagen und klagen nämlich: „Ehe-

dem hatten die Leute von Khotan weder Maulbeerbäume noch Seidenwürmer; sie baten darum ihre Nachbarn, welche sie ihnen aber verweigerten. Da bat nun ein König von Khotan, eine Alliance mit den Herrschern China's schließen zu dürfen und man gewährte ihm diese Gunst". (Auch die chinesischen Kaiser haben schon seit alter Zeit auf diese Weise, durch Verheirathungen, gern annectirt.) Die Leute nun, welche der chinesischen Prinzessin entgegen kamen, sie zu holen, sagten dieser, daß in ihrem Lande keine Seide wäre, und daß sie müßte Seidenwürmer mitnehmen, um zu haben, wovon sie sich kleidete. Die Prinzessin nahm einige und verbarg sie in ihrer Kopfbedeckung. Die Zollbeamten der Grenze wagten nicht, die Prinzessin zu visitiren; und dieß war das erste Mal, daß es Seidenwürmer in Khotan gab. Die Prinzessin ließ dann in Stein ein Verbot über Tödtung der Seidenwürmer graben und so konnte man sich Cocons verschaffen". An einer andern Stelle wird diesem chinesischen Berichte noch beigefügt, daß die Prinzessin sich heimlich nicht allein mit Eiern der Seidenwürmer versorgte, sondern auch mit Kernen des Maulbeerbaums und daß, während man auf das Wachsthum dieser wartete, man die Seidenwürmer mit den Blättern einiger anderen Bäume nährte. — Natürlich währte es nun bei der strengen Abgeschlossenheit, in welcher sich China meist hielt, und bei den vielen und großen Bewegungen, welche in der folgenden Zeit im Osten wie im Westen statt fanden, zumal wir in den folgenden Perioden Jahrhunderte lang den östlichen Seehandel in den Händen der Araber sehen werden, der Araber, welche sich nie mit Seidenzucht beschäftigt haben, sehr lange, ehe Seidenwürmer und Maulbeerbaum nach Europa kamen. Dieß erfolgte bekanntlich im Jahre 557 nach Chr. in folgender Weise. Nachdem in den Kriegen der Römer mit den Parthern, Persern ꝛc. die Seide, welche von diesen gekauft werden mußte, immer theurer geworden und mühseliger zu erlangen, auch der Luxus vielfach gestiegen war, der geldsüchtige Kaiser Justinian II. aber bei diesem Handel vielfach von seinen Beamten um den Zoll verkürzt wurde, so kamen einige Mönche aus Indien und als sie sahen, daß der Kaiser es sehr betrieb, die Römer nicht mehr von den Persern sericum kaufen zu lassen, so versprachen sie dem Kaiser, sie wollten dafür sorgen, daß die Römer nie von den Persern, ihren Feinden, oder einem anderen Volke Seide kaufen dürften; sie hätten

sich in Serinda, einer volkreichen Gegend der Inder, aufgehalten und da die Seidenbereitung gelernt. Als sie dieß vorgestellt hatten, gingen sie, durch großartige Versprechungen des Kaisers getrieben, wieder nach Indien, brachten von da Eier nach Byzanz und wandelten sie, durch Dünger erwärmt, in Würmer, welche man mit Blättern des Maulbeerbaums nährte. Dieß war der Anfang der Seidenzucht im römischen Reiche. Sie brachten in gehöhlten Stäben die Eier. Von dort aus wurde nun die Seidenwürmerzucht zuerst an die Küste von Klein-Asien, dann nach Sicilien, von da nach Italien, Spanien, Frankreich u. s. w. fortgepflanzt und was ist aus diesem schwachen Anfange geworden? — vor einigen Jahren wurde öffentlich bekannt gemacht, daß der Ertrag der im Jahre 1853 in Europa erbauten Seide 80 Millionen Thaler betrug; dabei führte aber doch England allein im Jahre 1857 noch über 74,000 Ballen Seide aus China.

Ehe wir aber heute China verlassen, wird es Ihnen nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß in dieser Periode der erste Gebrauch des Theestrauchs erfolgte, welcher an den Bergen des mittleren, südlicheren China's heimisch ist. Man brauchte anfangs die zarten, frischen Blätter desselben mehr als Medicin gegen Fettkrankheit, Nieren-, Steinbeschwerden u. dgl., aber in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung wird ein Minister der öffentlichen Arbeiten genannt, welcher den Aufguß auf diese Blätter sehr liebte, und wer zu ihm kam, dem reichte er ihn. Um achthundert nach Chr. wurde schon ein Impost auf Thee gelegt, sehr bald kam er und sogar der Theestrauch nach Japan; dann wurde er im chinesischen Volke selbst verbreitet, nachdem er schon lange Ehren- und Hausgetränk am Hofe geworden war. Nach 1400 beklagten sich die Gesandten des Schah-Rock bei ihrer Rückkunft aus China, daß man sie daselbst mit warmem Wasser tractirt hätte; bekanntlich nimmt der Chinese weder Milch, noch Zucker, noch Arak u. dgl. zum Thee, weil dieß alles das herrlich duftende Aroma den frischeren Blättern, wie er sie hat, nehme. Nach Europa scheinen ihn zuerst die Holländer im 17. Jahrhunderte gebracht zu haben, ohne daß er schon in den Handel kam. Im Jahre 1664 machte die Ostindische Gesellschaft dem Könige Karl II. von England ein Geschenk von zwei Pfund Thee und einige Zeit darauf kostete das Pfund daselbst 60 Schilling; während sodann um diese Zeit der ganze

Export auf dem Seewege 143½ Pfund im Jahre betrug, war im Jahre 1855 die Ausfuhr von Thee nach England allein zufolge den dem Parlamente vorgelegten Angaben auf mehr als 84 Millionen Pfund gestiegen; außerdem gingen über Kiachta (der Karawanenthee) im Jahre 1841 Thee in Kisten für mehr als eine Million Silberrubel, in Paketen für fast eine halbe Million Silberrubel, und im Jahre 1845 100,000 Kisten Thee, jede von 45 bis 50 Pfund und außerdem 40,000 Kisten Thee geringerer Qualität. Zu alledem geht noch in ungeheurer Menge nach Westen hin, auf der alten Seidenstraße ꝛc., namentlich der sogenannte Ziegelthee, das ist ein in Ziegelform gepackter, sehr geringer Thee, unter die mongolischen und ähnliche Stämme. In neuerer Zeit hat man auch mit glücklichem Erfolge den am Himâlaja bei Asam wildwachsend gefundenen Theestrauch angebaut und Aehnliches in Brasilien versucht. Auch fällt wol noch vor Chr., vor den Anfang dieser Periode, also an mehr denn 1600 Jahre früher als in Europa, die Erfindung des Porzellan, nachdem es schon über 2000 Jahre vor Chr. Töpferarbeiten, Vasen von gebrannter Erde u. dgl. in China gegeben hatte.

Die übrigen Länder der mittleren und nördlichen Region Ost-Asiens bieten in dieser Periode wenig für das Allgemeine Bemerkenswerthes, nur daß in Japan neben dem ursprünglichen Kami- oder Geisterdienste und dem schon vor dieser Zeit eingeführten Confucianismus jetzt auch der Buddhismus Eingang fand und durch einen Gelehrten edler Abkunft chinesische Schrift und Literatur, wie überhaupt manche höhere Bildung in das Land kam.

Indem ich Sie aber jetzt zunächst in die kolossalen Felsentempel Indiens zu führen gedenke, lassen Sie uns einmal von China einen kleinen Umweg machen und zwar von Yarkand über die berühmte Pamirhöhe, das „Weltdach" nach Baktra und von da nach Kabul reisen. Auf diesem letzteren Stücke Weges finden Sie noch heute eine am Felsen, aus welchem sie ausgehauen ist, stehende Bildsäule Buddha's von 150 Fuß (also ein Paar Häuser-) Höhe mit einer kleinern an der Seite, die berühmten Statuen von Bamyan. Jedoch wir gehen jetzt von Kabul über den Indus und von da zu dem Riesenwerke von

Elora, nordweſtlich von Bombay. „Dieſe Werke“*), ſagt der größeſte Geograph der Neuzeit, Karl Ritter, „überragen an edlem Kunſtſinn und Vollendung der Zeichnung und Ausarbeitung alle anderen Monumente dieſer Art weit. Dieſe Denkmale ſind nicht aufgebaut, ſondern eingehauen in eine Rippe der Erde, in einen felſigen Bergkranz, der in Halbmondgeſtalt ſich über eine Stunde weit ausbreitet, und deſſen Inneres zu einer Menge von Grotten, Tempeln und Wohnungen in kleinerem oder größerem, zum Theil ſelbſt in koloſſalem Maßſtabe, 2 bis 3 Stock über einander, mit unſaglicher Mühe ausgearbeitet und mit Ornamenten und Skulpturen überdeckt iſt. Es kann dieß nur das Werk vieler Tauſende von Arbeitern und Künſtlern, ja eines ganzen Volkes von Steinhauern, eine Reihe von Jahrhunderten hindurch geweſen ſein; ſo zahlreich, ſo ſchulgemäß fortſchreitend vom Rohen bis zum Vollendeteren iſt in vielen Theilen dieſer Grottenbau ausgeführt. Die Monumente, die Steine allein ſind es, die hier reden, aber eine bis jetzt unvernehmliche ſymboliſche Rede; in der einen Skulptur tritt bald Brahma, bald Buddha hervor, beide einſam oder von ihren Götterſchaaren, ihren Begleitern, ihren zahlreichen Thiergefolgen umgeben; koloſſale Elephanten in Felſen gehauen halten an den Eingängen Wache“. Viele ähnliche rieſige Werke aber, der weit überwiegenden Mehrzahl nach buddhiſtiſch, findet man im übrigen weſtlichen Indien im Süden des Vindhja-Gebirges; ihre Entſtehung ſcheint durchaus um die Anfänge dieſer Periode zu fallen, nicht, wie man früher meiſtens glaubte, weit früher.

Jedoch, wie die Blüte der Bildhauer- und der Baukunſt immer nicht fern von der Blüte der Poeſie und zwar eher ihr zu folgen, als voranzugehen ſcheint, wie das Zeitalter des Perikles in Athen ſeinen Phidias und ſeinen Sophokles hatte, ſo hatte Indien ſicher um dieſe Zeit neben den unbekannten Meiſtern jener Rieſenwerke ſeinen Kalidâſa, den preiswürdigen Sänger der Sakuntala, oder der bezauberte Ring ꝛc. Rechnet man ihn unter die 9 Perlen am Hofe des Vikramâditja, welcher, ein kleiner Fürſt (ein Karl Auguſt von Weimar), die

*) Sie finden treffliche Abbildungen derſelben in dem auf dem Continente ſeltenen, aber auf unſerer Kön. Bibliothek befindlichen Werke: Hindoo Excavations etc. of Thom. Daniell. Lond. 1803.

edelſten Geiſter ſeiner Nation und Zeit um ſich ſammelte, und rechne ich 9 Perlen der menſchlichen Literatur überhaupt, ſo iſt ſicher Sakuntala eine dieſer 9 Perlen. Was brauche ich mehr über dieſes indiſche Drama (und in der dramatiſchen Poeſie hat doch jedenfalls eine Nation die Blüte ihrer Geiſtesſchöpfungen) zu ſagen, als das Wort Göthe's:

Willſt du die Blüte des frühern, die Früchte des ſpäteren Jahres,
willſt du, was reizt und entzückt, willſt du was ſättigt und nährt,
willſt du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen,
nenn' ich Sakuntala dir, und es iſt Alles geſagt!

Schrieb doch noch im ſpäten Lebensalter Göthe an Chezy:

„Das erſte Mal, als ich dieß unergründliche Werk gewahr wurde, erregte es in mir einen ſolchen Enthuſiasmus, zog mich dergeſtalt an, daß ich es zu ſtudiren nicht unterließ, ja ſogar zu dem unmöglichen Unternehmen mich gedrungen fühlte, es, wenn auch nur einiger Maßen, der deutſchen Bühne anzueignen. . . Jetzt erſt begreife ich den überſchwenglichen Eindruck, den dieſes Werk früher auf mich gewann. Hier erſcheint uns der Dichter in ſeiner höchſten Function als Repräſentant des natürlichſten Zuſtandes, der feinſten Lebensweiſe, des reinſten ſittlichen Beſtrebens, der würdigſten Majeſtät und der ernſteſten Gottesbetrachtung; zugleich aber bleibt er dergeſtalt Herr und Meiſter ſeiner Schöpfung, daß er gemeine und lächerliche Gegenſätze wagen darf, welche doch als nothwendige Verbindungsglieder der ganzen Organiſation betrachtet werden müſſen". Verehrteſte, ich verzichte darauf, Ihnen die herrliche Anlage und den großartigen Gang dieſes lieblichen, erhebenden Drama hier genauer zu bezeichnen, da Sie ſelbſt Gelegenheit haben, daſſelbe in guter Ueberſetzung mit den nöthigen Wort- und Sachbemerkungen kennen zu lernen, z. B. in Sakuntala überſetzt und erläutert von Ernſt Meier, Stuttg., bei Metzler, 1852 (1 Thlr.). — Wol aber drängt es mein Herz, Ihnen ein Bild vom Geiſte dieſes großen Dichters im Inhalte des herrlichen Gedichtes: Meghadûta oder der Wolkenbote zu geben, wiewol in jeder Ueberſetzung, noch mehr jeder Inhaltsangabe wie der Flaum von der lieblichen Frucht abgeſtreift wird. Doch zeichne Ihnen dieß Bild der geiſt- und gemüthvolle Sachkenner, Max Müller in: Meghadûta oder der Wolkenbote, eine altindiſche Elegie, Königsb. 1847 (⅔ Thlr.), welcher S. VI. ꝛc. ſagt: „Der Dichter verſetzt uns, ohne daß wir irgend etwas von dem, was

vorhergegangen ist, erfahren, sogleich mitten in die Handlung und wir wissen nichts, als daß ein Diener des Gottes des Reichthums, der sein Amt nachlässig betrieben hatte, durch seinen Herrn auf ein Jahr von seinem Sitze, dem Kailâsa, und von seiner Gattin hinweg nach dem Süden und zwar nach dem Ramagiri verbannt worden sei. Ob dieser einfache Stoff aus dem reichen Sagenkreise der Inder genommen oder vom Dichter selbst erfunden sei, läßt sich schwer bestimmen, bevor nicht eine ähnliche Erzählung irgendwo nachgewiesen ist. Das Einzige, was wir noch wissen, ist, was Ramanâtha erzählt. Der Jakscha (eine Art Genius, wie die Gnomen mancher Gebirgssagen), welcher vom Kuvêra mit der Bewachung der goldenen Lotos beauftragt sei, habe eine Nacht in seinem eigenen Hause mit seiner Gattin zugebracht. Unterdessen seien die Weltelephanten (die das Himmelsgewölbe tragen) gekommen und hätten den See und seine Blumen zertreten. Erzürnt darüber habe dann Kuvêra den Fluch ausgesprochen: Weil du aus Liebe zu deiner Frau die Bewachung der Lotos vernachlässigt hast, darum verfluche ich dich, getrennt von deiner Geliebten, deiner Würde beraubt zu sein. Erst später habe er auf dessen Bitten die Dauer des Fluches auf Ein Jahr beschränkt. Dieß ist etwa der leicht angedeutete Hintergrund, aus welchem der Dichter den Verbannten gleich zu Anfang hervortreten läßt. Das Gedicht selbst aber zerfällt in drei Theile.

Der erste Abschnitt bildet eine Art Einleitung: Der Verbannte trauert im Büßerhaine des Ramaberges und erblickt in seinem Schmerze plötzlich eine Wolke, die auf ihrem Wege von Süden nach Norden [nach dieser Richtung ziehen nämlich im Frühlinge die regelmäßigen Monsune] sich auf den Gipfel des Berges gelagert hat. Von Sehnsucht ergriffen hofft er, daß die Wolke eine Botschaft der Geliebten bringen könne; er ruft sie an, klagt ihr seine Noth und bittet sie, nach Alakâ, dem Sitze jener Jakscha's, zu eilen, um dort der trauernden Gattin durch eine Botschaft von ihrem Geliebten Trost zu bringen. Hier ergreift nun der Dichter die Gelegenheit, den Weg zu schildern, den die Wolke nehmen soll, um nach Alakâ und zur Wohnung der Gattin zu gelangen. Jeder unbefangene Kritiker wird zugeben müssen, daß Kalidâsa diese schwere Aufgabe mit einer großen Meisterschaft gelöst hat. — Es ist fast kein Vers, wo er sich begnügt hätte, die äußere Erscheinung der Gegend wiederzugeben, sondern überall weiß er außerdem Be-

ziehungen herauszufinden, welche dem Ganzen noch einen beſtimmten Ausdruck und der todten Natur Seele einzuhauchen vermögen. Ein oft ſtörender Uebelſtand war es hierbei (bei der Uebertragung), daß die Wolke, welche bei uns weiblich iſt, dem Inder ſtets als ein männliches Weſen vorſchwebt. Daher betrachtet der Dichter auch oft die Flüſſe, welche der Wolkenbote auf ſeinem Wege berührt, wie geliebte Mädchen, welche bald hüpfend ihm entgegenſpringen, bald trauernd über die lange Trennung langſam einhergefloſſen kommen. Die Wolke, die alljährlich beim Beginn der Regenzeit dieſen Weg macht, läßt ſich dann wie ein Geliebter auf ihre Fluten herab, küßt ihr gekräuſeltes Antlitz, ſpiegelt ſich in ihren klaren Augen und ſtärkt ſich entweder ſelbſt an ihren Waſſern oder ſendet den verſiechten Quellen Waſſer hernieder. Ebenſo giebt der Wolkenbote auch den geliebten Lotosblumen Stärkung und erregt ſo die Eiferſucht des Sonnengottes, wenn er früh (an den Himmel) zurückkehrt und die Thränen vom bethauten Antlitze derſelben trocknen will. Selbſt die Frauen und Mädchen, welche den Wolkenboten auf ſeinem Wege durch Dörfer und Städte erblicken, betrachten ihn wie ihren Geliebten und bitten bald um Regen für die Aernte, bald um kühlende Waſſertropfen bei der Sonnenhitze. Am unangenehmſten, ſagt Müller, war dieſer Widerſtreit der geſchlechtlichen Auffaſſung in den Verſen, wo der Blitz [wir möchten daher lieber ſagen: die Blitzesflamme] als die Geliebte der Wolke dargeſtellt wird, die in den Armen des Gatten ruht oder ſcherzend um ihn her zuckt. Außer dieſen anthropopathiſchen Auffaſſungen des Naturlebens ſtehen dem Dichter auch mannichfaltige andere Mittel zu Gebote, um die Beſchreibung der Wolkenreiſe auszuſchmücken. Vorzüglich ſind dieß Gedanken, welche aus der heiligen Mythologie oder aus der freundlichen Sagenwelt der Inder genommen ſind und die ſich hierbei um ſo leichter einreihen ließen, da der Weg ſelbſt bei Orten vorbeiführt, welche entweder durch heilige Tempel oder durch ſagenhafte Erinnerungen berühmt waren. So gelangen wir endlich nach der Feenſtadt Alakà. Die Beſchreibung derſelben gehört mit zu den Glanzpunkten des Gedichts und in dieſer Zauberwelt findet die Phantaſie des Dichters einen immer freien Spielraum. Denn nun beginnt der Verbannte ſeine eigene Wohnung zu beſchreiben, er verweilt bei dem Garten, bei ſeinem Lieblingsbaume, bei dem See und ſeinen Schwänen, bei dem Hügel, bei

der Laube, wo seine Gattin am Abend mit ihrem Pfau zu spielen pflegt und bittet die Wolke, sich leicht auf den Gartenhügel herabzulassen und von da den blitzenden Blick in die stille Kammer der Geliebten zu senden; „von dort [sagt das Gedicht] laß den Blick deiner Gattin [der Blitzesflamme] in ihre stille Kammer fallen, sowie mit leisem, leisem Glanze Glühwürmchen durch die Lüfte wallen.“ Von hier an ergeht sich nun der Verbannte darin, der Wolke seine Geliebte selbst zu beschreiben. Er schildert ihre Schönheit und zugleich ihre Trauer; er malt sie in den verschiedensten Beschäftigungen, in welchen sie die Wolke finden könne und das Gedicht erhebt sich in diesen Darstellungen zu einer wahrhaft plastischen Schönheit. Der Verbannte bittet dann noch die Wolke, sie möge der Geliebten seine Botschaft in der Nacht bringen, weil in der nächtlichen Einsamkeit ihr Schmerz größer sei, als bei den Zerstreuungen des Tags. Sollte sie jedoch bei der Ankunft des Wolkenbotens entschlummert sein, so möchte er wenige Stunden der Armen diese Ruhe gönnen, und sie dann, wenn sie der Wind mit feuchtem Wehen erquickt habe, mit den goldenen Blitzen erwecken und ihr seine Grüße bringen. Hier beginnt der dritte und vorzüglichste Abschnitt des Gedichts, wenn er auch gleich nur den kleinsten Theil desselben ausmacht. Nachdem nämlich der Verbannte der Wolke gesagt, wie sie die Trauernde zuerst nur über sein Leben und seine Liebe beruhigen solle („dein Gatte lebt, dein Gatte lebt!“) so folgt nun die unmittelbare Rede des Verbannten, welche die Wolke, wie aus dem Munde des Jakscha selbst (d. h. in der ersten Person) seiner Geliebten überbringen soll. Dieß ist unstreitig der schönste Theil der ganzen Dichtung und zugleich am meisten geeignet, der indischen Lyrik auch zu unserer Zeit noch Freunde zu gewinnen, da ein Jeder, und wenn er auch kalt und interesselos die äußere indische Welt betrachtet, sich heimisch fühlen wird in dieser Gemüthswelt, welche von dem poetischen Hauche einer zarten, tiefen Liebe durchweht ist.“

Aus diesen wenigen Proben werden Sie, meine Verehrten, die hohe geistige Begabung der arischen Inder ermessen können, aber auch andrerseits die mächtige Begeisterung, welche die edlen Briten William Jones, Wilson u. A. bei Auffindung dieser herrlichen Denkmäler ergriff und zugleich das heiße Verlangen, mehre solche Blüten des menschlichen Geistes aufzufinden; denn wo Blüten dieser Art stehen, da stehen

ſie kaum allein. Und man fand manche, dem Verfaſſer jener Gedichte mit Grund, zum Theil wol nicht mit ausreichendem Grunde zugeſchriebener, ebenfalls ſehr bedeutende Poeſien anderer edlen Geiſter Indiens, wenn ſie auch keineswegs an Hoheit und Lieblichkeit der Anlage und Ausführung jenen gleichkommen. Nur nöthigt mich der enge Raum dieſer Stunde, mich mit der Hinweiſung auf jene Werke zu beſcheiden. — Doch, wenn hat dieſer Kalidâſa gelebt? Hier muß uns, wie an mancher andern Stätte der indiſchen Geſchichte, tiefer Schmerz, faſt Unmuth bei der Wahrnehmung ergreifen, daß, wie ſorgfältig und in großartiger Weiſe genau die Chineſen in Betreff der Zeitrechnung deſſen ſind, was von Anfang an in ihrem Volke geſchahe und noch heute geſchieht, die Inder dagegen vor lauter Phantaſie noch bis heute kaum je zu einer chronologiſch ſichern Geſchichte ihres Volks, geſchweige anderer Nationen gekommen ſind. Nur mit 78 Jahren nach Chr. fängt eine in Etwas ſicherere Zeitrechnung bei ihnen an; kämen uns da nicht Völker einer ſicherern Chronologie, z. B. Chineſen, Griechen und weiterhin Araber zu Hilfe, welche hier und da in das indiſche Weſen eingegriffen haben, ſo würden wir oft in einer troſtloſen Ungewißheit über vieles in Indien Geſchehene bleiben. So iſt denn auch das Zeitalter des Kalidâſa, ihres größten Dichters, bis jetzt nur mit einiger, nicht unbegründeter Wahrſcheinlichkeit zu beſtimmen, geht aber wol nicht vor unſere Zeitrechnung zurück und mag, wie es ſcheint, in die erſten Zeiten derſelben fallen. — Aber wie, im Allgemeinen betrachtet, die Wiſſenſchaften und Künſte (ſo ſagt die Erfahrung bei Griechen und Römern und von neueren Zeiten laſſen Sie mich ſchweigen), in einer gewiſſen, durch die Natur des menſchlichen Geiſtes begründeten Reihenfolge auf- und abtreten, bis wieder, um in einem indiſchen Bilde zu reden, ein neues kalpa kommt und der Kreislauf, aber in erhöhter Potenz wiederkehrt, oder aber ein anderes Volk dieſen Weg durchwandert; gleichwie denn erſt die Zeit leichter, harmloſer Dichtung kommt, dann die Zeit mächtiger, hoher Geiſtesſchöpfungen, wie darauf die Grammatiker und Rhetoriker auftreten, aus den freien Bahnen, welche Jene brachen, neue Geſetze abzuleiten, dann die Zeit der ernſten Geſchichtsſchreibung und der Naturwiſſenſchaften kommt, wo die Menſchen weniger Sinn für jene leichteren Dichtungen haben und an der Wirklichkeit ſich mehr zurecht zu finden ſtreben; ſo hat auch Indien nach

Kalidâsa seinen Pânini und andere große Grammatiker und seine achtungswürdigen, meist von griechischen Vorgängern angeregten Astronomen gehabt. Da gebührt denn den Indern, nach manchen sonderbaren Versuchen die Zahlen zu bezeichnen, das große Verdienst, unsere jetzigen Ziffern, d. h. an sich nichtssagende Charaktere, erfunden zu haben, welche im 11. Jahrhunderte n. Chr. die Araber von den Indern abnahmen, von denen nun dieselben zu uns gekommen sind und daher von uns arabische genannt werden, während man sie richtiger indische nennt. So fällt nun auch in diese Periode die großartige, unaussprechlich folgenreiche, das Decimalsystem erst vollendende, und somit alle Berechnung auf ungeahnte Stufen der Vervollkommnung erhebende Erfindung der Null unter den Indern, eines Zeichens für das Nichts, welches aber doch die verschiedene Bedeutsamkeit jeder Ziffer nach ihrer verschiedenen Stellung anzeigt und mit dem Bilde der Leere doch die Potenzen der voranstehenden Ziffern bemerklich macht.

Von den Höhen des Himmels aber, der Astronomie ꝛc., führe ich Sie jetzt zu der Ihnen doch auch lieben Erde und zwar zu den westlichen Häfen Vorder-Indiens. Hier finden wir einen sehr lebhaften Handel Alexandrinischer Kaufleute, unter welchen Einer, man hat ihn auch Arrhianos genannt, in seinem kleinen, aber unschätzbaren Schriftchen: „Die Umschiffung des Rothen Meeres" uns den Import und Export der verschiedenen Häfen und Gegenden der Westküste Indiens bis Ceylon hinab aus eigner Anschauung, auch über die Ostküste und die ferneren Gegenden wahrscheinlich in den ersten Jahrzehnden nach Chr. G. angegeben hat. Da liegt nun der ganze Reichthum der Handelsartikel Indiens, meist indischer Waaren, vor uns ausgebreitet, obschon die Namen mancher Gegenstände noch nicht völlig haben erklärt werden können; da werden Edelsteine und Perlen, Indigo und Pfeffer, Wohlgerüche (Narden ꝛc.) und Heilmittel, Sandelholz, wol auch Eben- und Tekholz, Steckmuschelseide, Elfenbein, serisches (chinesisches Seiden-) Gewebe, und zwar in der Nähe des Indus über Baktra u. dgl. hereingekommen u. a. erwähnt. Von der Ostküste, wo ein Handelsplatz Ganges sei mit dem vortrefflichsten sindonischen (Baumwollen-) Zeuche steure man dann gen Osten nach Chryse, d. h. Goldland (wahrscheinlich dem jetzigen Pegu) und einer Insel, der äußersten gegen Osten auch Chryse-Land mit den vorzüglichsten Schildkröten; hier ist doch wol Malakka

gemeint, welches nachher klar die Goldene Halbinsel genannt wird (Andere jedoch verstehen Java darunter). Sichere Kunde hatte der Verfasser von China, denn er sagt: „Nach dieser Gegend, schon geradezu nach Norden, wo das Meer von draußen an einem Orte der Sinai endet, liegt in ihr mitten im Lande die größte Stadt, genannt Thina, von welcher die Wolle und das serische Gewebe durch Baktrien zu Fuße gebracht wird." Zuletzt sagt unser Verfasser: „Aber die Gegenden, welche nach diesen Orten kommen, sind wegen des Uebermaßes der Stürme, der größten Kälte und Unwegsamkeit der Oerter, dann auch durch eine heilige Macht der Götter unerforscht." Sehr wichtig ist nun hierbei Folgendes. „Zuerst," sagt unser Kaufmann, „erfand der Steuerer Hippalos [wahrscheinlich kurz vor oder gleich nach Chr. G.], nachdem er die Lage der Handelsplätze und die Beschaffenheit des Meeres beobachtet hatte, die Fahrt quer durch die hohe See zu der Zeit zu unternehmen, wenn die Etesien [die Passatwinde] aus dem Ocean wehen und im Indischen Meere der Libanotos [der südwestliche Monsun] eintritt." Nun nahm der Handel von Alexandrien nach Indien einen mächtigen Aufschwung, da man jetzt durch geschickte Benutzung der regelmäßigen Monsune in Einem Jahre hin und her fuhr, wo man (Sie erinnern sich der Ophirfahrten) ehemals drei Jahre Zeit gebraucht hatte. Der Handel nahm dermaßen zu, daß Plinius bemerkt, es seien jährlich an 50 Millionen Sesterzien (in runder Summe über dritthalb Millionen Thaler) von Indien verschlungen worden, eine nach dem damaligen Werthe des Geldes gewiß sehr große Summe; freilich aber ist sie dagegen gering, daß z. B. allein im ersten Viertel des Jahres 1857 nur von England aus über sieben Millionen Dollars in baarem Silber in China eingeführt wurden. Daher erweiterte sich denn auch jetzt sehr bedeutend die Kenntniß vom Osten durch den Seeweg; so unter Anderem durch eine Gesandtschaft aus Ceylon nach Rom, wobei Plinius berichtet: diesen Leuten sei besonders wunderbar gewesen, daß der Schatten bei ihnen ganz anders falle, als bei uns (bei uns nämlich in den nördlichen, bei ihnen in den südlichen Himmel) und daß bei uns die Sonne zur Linken aufgehe, bei ihnen aber zur Rechten (natürlich bei uns zur Linken, weil die Sonne, wenn wir am Mittag uns zu ihr hinrichten, im Süden steht, bei ihnen zu Zeiten im Norden) und so war dieß gerade der schlagende Beweis, daß diese Leute aus Gegenden

waren, welche auf dem Aequator oder doch nahe an demſelben lagen, wie dieß für Ceylon der Fall iſt. — Doch, da wir vorhin mit dem Alexandriniſchen Kaufmann bis Ceylon reiſten und er, ſowie der große Ptolemaios, die Nachrichten über die folgenden öſtlichen Gegenden nur aus Berichten anderer Reiſenden hatte, ſo laſſen Sie uns jetzt wieder mit einem Augenzeugen von dieſer Inſel, Ceylon, einem Hauptſitze des Buddhismus, öſtlich nach Java ſteuern, nämlich mit dem ſchon erwähnten buddhiſtiſchen Prieſter aus China, dem Fahian um 400 nach Chr. Schon über 200 Jahre vorher hatte jener große Geograph Alexandriens mehre Gebirge, Flüſſe und Städte Hinter-Indiens, auch eine Stadt auf Malakka genannt, deren Namen ſicher auf vorderindiſche Anſiedler deutet, ebenſo in trefflicher Weiſe ganz klar Jabadiu oder Sabadiu (diu iſt das indiſche dvipa, d. h. Inſel), alſo die Inſel Jaba oder Saba als goldhaltige Gerſteninſel bezeichnet. Hatten nun die Schiffer jener Gegenden ſich, wie Plinius ſagt, manchmal damit geholfen, daß, wenn ſie das Land aus dem Geſichte verloren hatten, ſie Vögel fliegen ließen und der Richtung dieſer folgten; ſo kam, wie es ſcheint, unſer Fahian, zum Theil durch gewaltige Stürme getrieben, tiefer in das weite, unermeßliche Meer hinein, das manchmal in feuerfarbigem Leuchten ſtrahlte und gelangte zum Theil unter unſäglicher Angſt und Mühe nach 90 Tagen in ein Reich mit Namen Jephoti (ti iſt wieder das indiſche dvipa), unzweifelhaft nach Java, welches hiermit zum erſten Male in chineſiſchen Berichten vorkommt.

Indem wir ihn jetzt nach China zurückgeleiten, laſſen Sie uns nach dem ſoeben vollendeten Kreislaufe ruhen. Wir brauchten heute freilich nicht dreizehn Jahre zur Wanderung von China nach China zurück, wie der edle Fahian, welcher an den Schluß ſeiner Reiſebeſchreibung die unvergänglichen Gedanken ſetzte: „Man muß die Zuverſicht kennen gelernt haben, welche die Wahrheit erzeugt, ſonſt wird man an dem Eifer nicht Theil haben können, welchen der freie Wille erzeugt. Ohne Verdienſt und ohne That erlangt man nichts.“ Es giebt, meine Verehrteſten, Gedanken, welche ſehr einfach ſind, nahe liegen und welche man doch erſt an ſich ſelbſt erlebt haben muß, um auf ſie zu kommen. Gedanken dieſer Art ſind unbeſtreitbar die eben erwähnten, welche Abel-Rémuſat in ſeiner berühmten franzöſiſchen Ueberſetzung und Erläuterung jenes chineſiſchen Reiſeberichts mit den Worten ausdrückt: „Il

faut avoir connu la conviction, que produit la vérité, autrement on ne partagera pas le zèle, que produit la volonté. Sans mérite et sans action on n'achève rien," welche Worte ich daher auch nach manchen Erlebniſſen auf meiner 12jährigen Wanderung durch Oſt-Aſien mich im Herzen gedrungen fühlte zum Motto meines größern Werkes zu machen.

Fünfte Vorleſung.

B. Mittle Zeit.

Vierte Periode.

Von 600—1000 nach Chriſti Geburt.

China: Taïtſong ꝛc.; Dichtungen; Buchdruckerkunſt.
Indien: Literatur: Gita Govinda ꝛc.

C. a. Neue Zeit.

Von 1000—1863 nach Chriſti Geburt.

Siebente Periode.

Von 1000—1500 nach Chriſti Geburt.

China: Kublai-khan; Marco Polo; Kaiſerkanal; Ibn Batuta. — Tübet: Dalai Lama.
Indien: Eindringen des Islam durch Mahmud von Ghazna u. A.

Gleichwie der Wanderer nach öder, dürrer Steppe des Anblicks einer grünen Oaſe ſich freut, ſo hebt ſich, nachdem wir in China am Schluſſe der vorigen Periode durch eine Reihe zum Theil ſchlechter, zum Theil ſchwacher, oder doch nach gutem Anfange unter der Uebermacht der Frauen des Palaſtes und der herrſchſüchtigen, grauſamen Eunuchen leicht ermattender Regenten gegangen ſind, — es erhebt ſich das Herz des Menſchenfreundes bei der Erſcheinung des großen, edlen Taïtſong, des zweiten Herrſchers der im Allgemeinen durch Erweiterung der Macht des Reiches wie durch gleichgroße Sorgfalt für Wiſſenſchaften und Sittlichkeit ehrwürdigen Tang-Dynaſtie, welche vom J. 620 nach Chr. an regierte.

Wir fühlten uns aber gedrungen, beim Beginn dieſer hochbedeutenden Dynaſtie, alſo um 600 nach Chr., zugleich eine Epoche für die geſammte Geſchichte der Menſchheit anzunehmen, weil da das für die damalige Welt ſehr folgenreiche Auftreten Muhammeds erfolgte, der Alexandriniſche Handel nach dem fernen Oſten aufhörte und nun bald der ganze öſtliche Welthandel an die Araber überging, im Weſten die Völkerwanderung längſt völlig vorüber war und im wichtigen Frankenreiche während vieler damaligen Zerſtückelungen die Majores domus, die Vorfahren Karls des Großen, begannen.

Gewiß war der treffliche Taitſong dem über ein Jahrhundert ſpäter lebenden Karl dem Großen ebenbürtig, er, in welchem die Größe des Menſchen nicht unter der Herrſcherwürde erblich, vielmehr gerade der Grund ſeiner hohen Regententugenden wurde, und man ſagt ſicher nicht zu viel, wenn man ihn, abgeſehen von einigen der früheſten dunkeln Beherrſcher des Landes, den größten Kaiſer chineſiſchen Stammes nennt, denn der edle Kublai-khan und der preiswürdige Kanghi, von welchen beiden weiterhin die Rede ſein wird, waren nicht chineſiſchen Blutes.

Schon als Prinz durch Kriegsthaten ausgezeichnet, aber um deßwillen auch von ſeinen Brüdern beneidet, ja bis aufs Blut verfolgt, trat er mit großen Hoffnungen des Volks die Regierung an. Er begann ſie damit, daß er ſofort 3000 Frauen des Palaſtes (hat es doch zu Zeiten 10,000 derſelben gegeben) zu ihren Aeltern zurückſendete und die ſeiner geiſtigſittlichen Bildung und des Ranges, zu welchem er ſie erhob, würdige Gattin zur Kaiſerin erklärte. Da er im Kriege mit den wilden Turkſtämmen die Schwäche ſeiner Soldaten hatte kennen lernen, ſo ließ er ſelbſt täglich einige hundert Soldaten exerciren. Als man ihm nun ſagte, daß dieß der kaiſerlichen Majeſtät unwürdig und für ſeine Perſon gefährlich ſei, ſprach er: „Ich betrachte das Reich, wie ein Familienvater ſein Haus betrachtet und alle meine Unterthanen ſind wie meine Kinder. Ich vergleiche ihr Herz mit dem meinigen; liebt es ſie, wie ein Vater ſeine Kinder liebt, kann ich da argwöhnen, daß ſie mir übel wollen?“ Bald hatte er die beſteingeübten und disciplinirteſten Truppen. Dabei richtete er ſeine Sorge auf Belohnung der ausgezeichnetſten Officiere; als aber einige, welche ihm früher gedient hatten, ſich zurückgeſetzt glaubten, äußerte er: „Seit ich auf dem Throne bin, darf ich nicht meiner Neigung, ſondern nur den Regeln der Ge-

rechtigkeit folgen und nur nach Verdienſt und Talent mich richten. Die Stellen dürfen nur von Fähigen, welche ein Vaterherz für das Volk haben, eingenommen werden. Das Volk iſt es, die Frucht ſeiner Arbeit und ſeines Schweißes iſt es, was uns die Kleidung giebt, welche wir tragen und die Speiſe, welche wir eſſen. Sollen wir nicht zur Vergeltung alle Mittel aufſuchen, das Volk glücklich zu machen, indem wir nur erleuchtete und rechtſchaffene Leute zur Regierung deſſelben anſtellen? Dieß iſt die erſte Verbindlichkeit eines Souveräns und die, welche er mit größerem Vergnügen erfüllen muß, weil ſie ihm Gelegenheit giebt, das Gute, welches man ihm erwieſen hat, zu vergelten, indem er es durch den Kanal der Beamten zurückkehren läßt, welche fähig ſind, das Volk zu beglücken." Einen tiefen Blick in ſein großes Herz giebt auch Folgendes. Einſt gab ihm einer der Großen ein Schreiben, in welchem er ihn bat, die Schmeichler von ſeiner Perſon zu entfernen, ohne daß Einer genannt war. Der Kaiſer ließ ihn kommen, um die zu erfahren, welche gemeint wären. Da ſagte dieſer zu dem Kaiſer, er ſolle nur im erſten Rathe, den er hielte, etwas dem Wohle des Staats Zuwiderlaufendes vorſchlagen und auf deſſen Ausführung beſtehen, da würde er ſchon die ſehen, welche knechtiſch ſeinem Willen ſchmeichelten. Darauf ſagte der Kaiſer: „Ich gebe zu, daß dieß Mittel ſicher iſt, aber wenn ein Souverän Seitenwege mit ſeinen Großen macht, kann er da Geradheit von ihnen fordern? Die Fürſten ſind wie die Quellenbäche und ihre Beamten wie das darin laufende Waſſer; wenn die Quelle rein iſt, ſo iſt der Lauf auch rein. Ueberdieß habe ich auch immer eine Abneigung gegen derartige Fineſſen gehabt, welche nur dazu dienen, das Herz zu verderben. Ich will lieber das Uebel nicht kennen, wenn es vorhanden iſt, als es durch Wege entdecken, welche krumm und der von unſeren Ahnen ſo empfohlenen Geradheit unwürdig ſind." In Mäßigung ſeines eigenen Haushaltes ſorgte er zugleich für Verminderung deſſelben, außerdem für Fertigung eines Geſetzbuchs, prüfte auf Reiſen in die Provinzen den Stand derſelben und die Treue der Beamten und ſuchte Schulen und Wiſſenſchaften zu heben — ging er doch bisweilen wie Karl der Große ſelbſt in die Schulen und belohnte gute Schüler. So unterſuchte er auch einſtmals den Stand des Tribunals der Geſchichte. Seit langen Jahrtauſenden beſteht nämlich in China ein Collegium für Geſchichtſchreibung, welches aus zwei Klaſſen be-

ſteht, wie wir ſchon erwähnten, die der erſten Klaſſe ſchreiben, was außerhalb des Palaſtes im Reiche geſchieht, die der zweiten Klaſſe das im Palaſte ſelbſt Vorgekommene, z. B. Reden und Handlungen der Kaiſer, Miniſter ꝛc. Beiderlei Beamte ſchreiben, jeder unabhängig vom andern, ihre Notizen auf ein freies Blatt, ohne das Geſchriebene irgend einem Menſchen mitzutheilen; dieß Blatt werfen ſie in einen verſchloſſenen Koffer durch eine beſonders dazu gemachte Oeffnung, und um der Furcht wie der Hoffnung keinen Einfluß darauf zu laſſen, ſo dürfen dieſe Koffer nicht eher geöffnet werden, als bis eine neue Dynaſtie auf den Thron kommt, erſt dann ſtellt man aus den herausgenommenen Blättern einen neuen Theil der Reichsgeſchichte her. In Folge deſſen haben wir die in das Franzöſiſche überſetzte Reichsgeſchichte bis zum Beginn der jetzigen Dynaſtie, alſo bis zum Jahre 1644, über das Weitere nur einzelne Abhandlungen. — Als nun einſt Taïtſong den Präſidenten der Reichsgeſchichte fragte, ob es ihm erlaubt wäre, zu ſehen, was er über ihn geſchrieben hätte, ſo ſagte dieſer: Fürſt, die Geſchichtſchreiber des Tribunals ſchreiben die guten und ſchlechten Handlungen der Fürſten auf. Wir ſind genau in dieſem Punkte und Keiner würde wagen, da zu fehlen. Dieſe unparteiiſche Strenge muß die weſentliche Eigenſchaft der Geſchichte ſein, wenn man will, daß ſie Fürſten und Großen ein Zügel ſein ſoll, und daß ſie dieſelben verhindere Böſes zu thun. Doch ich weiß durchaus nicht, daß bis jetzt irgend ein Kaiſer jemals geſehen hätte, was man über ihn ſchrieb. Nun denn, ſagte der Kaiſer, wenn ich nichts Gutes thäte oder eben eine ſchlechte Handlung vollzogen hätte, würdet ihr es auch niederſchreiben? Fürſt, ſprach jener, es würde mich dieß ſehr betrüben, aber auf einen ſo wichtigen Poſten geſtellt, würde ich wagen dürfen, es nicht zu thun? Wäre er, ſetzte ein Anderer dieſes Tribunals hinzu, dieſes Vergehens fähig, ſo würden doch ſeine Collegen ſich wider ihn erheben und nicht ermangeln, in ihren Schreiben des Betrugs ihres Oberhauptes zu gedenken. — War doch aber auch die Gattin Taïtſongs bemüht, das Muſter eines Herrſcherpaares zu vollenden. Seit ihrer zarteſten Jugend hatte ſie ſich der Lectüre der alten Bücher hingegeben. Als ſie Kaiſerin geworden war, hatte ſie keinen Stolz deshalb. Sie duldete nichts Ueberflüſſiges in ihrer Kleidung und in ihrem Gefolge, und wiewol der Kaiſer oft in ſie drang, ihm ihre Anſichten über Staatsangelegenheiten zu ſagen, ſo ant-

wortete ſie ihm doch immer mit dem gemeinen Sprichworte: Kräht die Henne früh, ſo iſt ein groß Unglück über das Haus im Anzuge. Sie miſchte ſich nicht in die Regierung, indem ſie ſagte, daß ſie nur eine Frau wäre und hätte das Reich einen Herrn, ſo wäre es an dieſem allein, daſſelbe zu verwalten. Da ſie ihr Ende nahe fühlte, ſagte ſie unter Anderem zum Kaiſer: „Ich fühle, daß meine Krankheit tödtlich iſt, vielleicht habe ich nur dieſen Augenblick, dir frei mein Herz zu öffnen .... Unnütz dem Staate und dem Volke bitte ich dich, die Unterthanen nicht damit zu beläſtigen oder Gold aus dem Schatze zu verwenden, um mir ein Grabmal zu errichten. Ich wünſche wie das Volk beerdigt zu werden. Das Glück der Menſchen beſteht ja nicht in der Pracht ihrer Grabmäler, ſondern in den Tugenden, welche ſie geübt haben und dem Beiſpiele, welches ſie hinterlaſſen. Eine letzte Bitte iſt, welche ich zu thun habe: Laſſe nie Andere deiner Perſon nahen und in Aemter treten, als weiſe Menſchen. Halte fern die Schmeichler und die, deren Tugend dir verdächtig ſein wird. Nimm mit Güte den Rath an, welchen treue Unterthanen dir geben werden und ſtrafe diejenigen ſtreng, welche ſich der Seitenwege bedienen werden, dich zu täuſchen. Ich werde zufrieden ſterben, wenn ich die Hoffnung mitnehme, daß Ew. Majeſtät ſich dieſes letzten Rathes wird bedienen wollen, welchen mein Eifer für ſeinen Ruhm Ihm geben läßt.“ Nach ihrem Tode fand man ein Buch, in welchem ſie zu ihrer eigenen Belehrung das Leben früherer Prinzeſſinnen mit manchen Betrachtungen niedergeſchrieben hatte Der Kaiſer konnte ſich nicht enthalten, beim Leſen dieſes Buches Thränen zu vergießen. Er gab es ſeinen Großen, indem er zu ihnen ſagte daß es würdig wäre, auf die Nachkommen zu gelangen. Ich kannte nicht, fuhr er fort, das ganze Verdienſt dieſer Fürſtin; ſoviel Beſcheidenheit und Wiſſen findet ſich ſelten in Perſonen ihres Ranges. Ich kann mich nicht täuſchen, indem ich ihrem Rathe folge. — Nachdem Taïtſong die Grenzen ſeines Reichs bis zum Kaſpiſchen Meere erweitert, nach allen Seiten hin den Handel des Reichs geſichert und ſelbſt von Fulin her, d. h. von Byzanz, von Nord und Süd Huldigungen und Freundſchaftsbezeugungen empfangen hatte, ſtarb er im Jahre 649, zur Trauer der Unterthanen wie der Fremden, und ſelbſt der in ſeiner chineſiſchen Geſchichte keineswegs immer gegen die Chineſen gerecht gebliebene Gützlaff konnte nicht umhin zu ſagen: „Er war der erſte Ge-

neral seiner Zeit, ein großer Staatsmann, nicht um Kriege zu erregen, sondern um Frieden zu stiften und die erzürntesten Gemüther wieder zu versöhnen. Aber viel vortrefflicher erscheint er in seinem eigenen Lande als Vater seiner Unterthanen, als Regent der alles prüfte, der für das Wohl des Landes die ungeheuersten Aufopferungen machte und von Egoismus ziemlich frei sich ganz der Nation widmete. Bedenkt man noch seine Bescheidenheit, Mäßigkeit, Wahrheitsliebe und den unter allen Umständen heitern Sinn, so mag man wol zugestehen, daß es auch im Auslande wenige Fürsten giebt, welche dem Taïtsong gleichgestellt werden können."

Schon zählte man jetzt im Lande China über 50 Millionen Einwohner und an 115 Millionen im gesammten Reiche, aber freilich auch zeitweilig gegen 260,000 Bonzen und ebensoviele Nonnen, so sehr hatte sich der Buddhismus im Lande verbreitet; daher häufig von den Doctoren des Reiches Klagen an den Kaiser gingen über die Unzahl der müßigen, nur die Kräfte des Landes verzehrenden Religiosen und Anhänger des Foë oder Buddha, wie über die Taosse, deren viele, wie wir gesehen haben, dem alten Laotse huldigten und welche Zaubereien und Unsterblichkeitstrank dem Hofe wie dem Volke vorspiegelten. Man rechnete auch jetzt gegen 4000 theils Muhammedaner, theils Christen, welche letztere meist, wie es scheint, auf dem Landwege um des Handels willen ins Reich gekommen waren, syrische Christen. Gewiß waren auch schon in der vorigen Periode auf gleichem Wege Juden nach China gekommen, welche die Chinesen sehr kenntlich als eine Sekte bezeichnen, „welche die Sehnen des Fleisches ausreiße", was sich offenbar auf die Stelle des 1. Buches Mose (32, 32) bezieht, wo es heißt: „Daher essen die Kinder Israels keine Spannader aus dem Gelenke der Hüfte bis auf den heutigen Tag, darum, daß die Spannader an dem Gelenk der Hüfte Jakobs gerührt wurde." — Jetzt feierte China die Blütenzeit seiner Dichtkunst, besonders der Novellen- und Romanliteratur, an welche man freilich nicht den Maßstab der klassischen Werke des Westens legen darf. Denkwürdig ist, daß schon vor dem Schlusse dieser Periode die ersten gedruckten Bücher in der chinesischen Geschichte erwähnt werden, also fast 500 Jahre vor Erfindung der Buchdruckerkunst in Europa.

Von unberechenbaren Folgen auch für den Handel war nun am

Beginn dieſer Periode das Auftreten Muhammeds und ſeiner bald wie eine Lawine vorſtürzenden Anhänger; die Araber zogen eine mächtige Scheidewand zwiſchen Europa und Oſt-Aſien, der Alexandriniſche Handel dahin hörte auf und nun gingen arabiſche Schiffe nach Indien und China, in welchem letztern Lande ſie berühmte Stapelplätze in der Nähe der Mündung des Kiang hatten; wiewol die größeren chineſiſchen Schiffe auch vielfach die Fahrt von Indien in das ſtürmiſche chineſiſche Meer übernahmen, für welches die kleineren arabiſchen Fahrzeuge weniger geeignet waren. Dabei iſt beſonders der Beginn großartiger Wanderungen der Chineſen nach Japan und den ſüdlichen Gegenden, nämlich Hinter-Indien, Java u. ſ. w. zu beachten; man ging nicht etwa, wie Karthager, Griechen und andere europäiſche Völker der alten und neuern Zeit, um Eroberungen zu machen, Städte zu gründen u. dgl., ſondern allein um des Erwerbes willen. Zählte man doch im Jahre 1812 allein auf Java an 100,000 Chineſen. Da kamen ſie und kommen noch heute mit ihren Waaren und eröffnen einen Markt. „Mit ihnen kommen Zimmerleute, Tiſchler, Maler, die ſogleich ihre Werkſtätten aufſchlagen und allerlei chineſiſche Sachen fertigen, welche ſie in Buden zum Verkauf ausſtellen und während zwei bis drei Monaten ihres Aufenthalts ein ſolches Zuſammenſtrömen von Volk und Käufern veranlaſſen, daß eine ordentliche Meſſe entſteht.“ Hier wie überall zeichnen ſich, wie man ſagt, dieſe Halbkoloniſten durch Betriebſamkeit und Mäßigkeit aus, denn wenn andere Nationen am Abende feiern und ſich vergnügen, ſieht man noch häufig den Chineſen vor ſeiner Baracke arbeiten oder die Kinder im Schreiben, Handthierungen u. dgl. üben.

Blicken wir nun von China nach Tübet hinüber, ſo ſehen wir, wie Japan 600 vor Chr., ſo jetzt 600 nach Chr. Tübet in die Geſchichte eintreten, indem zu dieſer Zeit aus Indien der Buddhismus herüber kam und daran der Anfang der Schreibekunſt und Literatur ſich knüpfte. Bald wurden auch die Tufan hier ſehr mächtig, doch ſanken ſie wieder in dem Nachdrucke der Gewalt China's, wie im Anſtürmen einiger Horden nördlicher Gegenden. Leicht wird man übrigens ermeſſen können, daß in dieſem Hochlande, unter dieſen weniger glücklich organiſirten Stämmen, der Buddhismus, indem er hier manche einheimiſche Form der Vielgötterei, des Schamanenthums, aufnahm, keinen Fortbau der feineren Theorien gewann, welche er in Indien beſonders im Kam-

pfe mit dem Brahmanenthum wenigſtens früherhin gefunden hatte und daß hier je mehr und mehr die kraſſere Form einer mächtigen Hierarchie ſich ausbildete. Zwar finden wir in dieſer Periode noch keinen Dalai-Lama, aber doch ſchon Groß-Lama's, d. i. Oberprieſter, mit Grundbeſitz, ja als wirkliche Fürſten unter manchen Kämpfen der geiſtlichen mit der weltlichen Macht. — Die hohe Tatarei und der Norden zeigt uns jetzt zwar manche Bewegungen der Völker, aber wenig für das Allgemeinere von Wichtigkeit. In Betreff Japans ſei nur erwähnt, daß, während hier das chineſiſche Weſen immer mehr Nachbildung fand, daher man auch Japan die Nebenſonne von China genannt hat, die Vermiſchung der urſprünglichen Sintoreligion mit Confucianismus und Buddhismus ein wunderſames Vielerlei erzeugte. Nicht ohne Bedeutſamkeit iſt hier das erſte Vorkommen einer buddhiſtiſchen Taufe. Dergleichen findet auch in Tübet, der Mongolei ꝛc. ſtatt. Wenige Tage nach der Geburt des Kindes lieſt oder ſpricht der Prieſter bei Kerzenlicht und Räucherwerk über einem mit Waſſer gefüllten Becken vorgeſchriebene Weihgebete, taucht das Kind dreimal unter, ſegnet es und legt ihm einen Namen bei. In Japan dagegen gießt der Prieſter, indem er in der Hand eine kupferne Vaſe hält, ein wenig Waſſer unter dem Herſagen einiger Weihworte auf das Haupt des Täuflings.

Welcher Weiſe aber die politiſche Geſtaltung Indiens, zu welchem wir jetzt übergehen, am Beginn dieſer Periode war, dieß zeigt uns der treffliche Reiſebericht des chineſiſchen, buddhiſtiſchen Prieſters Hiwan- (Hiouen-) Thſang. Dieſer Bericht iſt unter unendlichen Mühen vom jetzt größten Kenner des Chineſiſchen in Europa, von Stanislas Julien in Paris, man möchte ſagen, entziffert worden; denn da der Chineſe die Wörter nicht nach Buchſtaben, ſondern nach ſeinen 450 Sylben zerlegt und nun bei Buchſtaben, welche er gar nicht hat, z. B. r, ſich mit ähnlichklingenden Sylben helfen muß, wie er denn z. B. die Hochebene Pamir durch Pomilo bezeichnet, ſo können Sie die jahrelanges Studium erfordernden Schwierigkeiten der ſogenannten Transſcription oder Uebertragung der chineſiſchen Schreibart indiſcher Namen denken. Aus dieſem Berichte ſieht man nun, wie auch damals Vorder-Indien aus einer Menge größerer und kleinerer Staaten beſtand, obſchon ein König Çiladitja eine Menge von Reichen und Herrſchaften ſich unterworfen hatte. Indien iſt durch ſeine, man möchte ſagen ur-

ſprüngliche Stückelung, gleichwie einſt Hellas, nicht nur unzähligen Fehden ſeiner Herrſcher ausgeſetzt geweſen, ſondern auch mehr als Einmal die Beute fremder Eroberer geworden; freilich, indem man dies beklagt, darf man andererſeits nicht verkennen, daß es gerade in dieſer Theilung, ebenſo wie einſt Hellas, vielfache Anregung zu höherer Bildung erhalten hat. Es hatte nun das reichbegabte Volk der ariſchen Inder in Kalidâſa's unſterblichen Gedichten: Sakuntala, Nala und Damajanti (epiſch), und Meghaduta, von welchen Göthe ſchrieb:

Was will man denn vergnüglicher wiſſen?
Sakuntala, Nala, die muß man küſſen
und Meghaduta, den Wolkengeſandten,
wer ſchickt den nicht gern zu Seelenverwandten?

und manchen ähnlichen, ihm zugeſchriebenen Werken, gleichwie den anderer verwandter Dichter ſeine Blütenzeit gehabt, ſo gab es jetzt allerdings noch manche gute, jedoch auch mehre gekünſtelte Dichtungen. — Nach der Meinung einiger großen Sachkenner gehört z. B. in dieſe oder gar in den Anfang der folgenden Periode das von den Indern beſonders hochgeprieſene Gedicht: Gita Govinda, d. h. das Lied von Govinda, dem Helden Kriſchna als Hirtengott gedacht. Die meiſten Erklärer legen ihm einen tiefern, metaphyſiſchen Sinn unter, wie man ein Aehnliches auf die verſchiedenſte Weiſe beim Hohenliede Salomonis gethan hat, den Sinn nämlich: Kriſchna iſt der im Menſchen manifeſtirte göttliche Geiſt; dieſer wird von den ſinnlichen Dingen angezogen, aber er erwacht aus dem Taumel der Sinne, erinnert ſich des edlen Gegenſtandes ſeiner einſtigen Liebe (Radha iſt nach ſolcher Deutung das Muſter der Güte, Liebe ꝛc.) und kehrt in die Gemeinſchaft mit demſelben zurück. Als Probe des wunderbarer Wortformen fähigen Sanskrit (wovon aber noch überaus größere gegeben werden könnten), aber auch der in Friedrich Rückert's unnachahmlicher Verskunſt großen Fügſamkeit der deutſchen Sprache laſſen Sie mich nur ein Paar Verſe dieſes Gedichts Ihnen geben:

Im Frühlingshauch, mit frühlingsblumenzartem Leib
im Walde wallend, Kriſchna ſuchend überall,
von Kama's Kummer ſchwer bedrängt, verwirrten Sinnes,
ward Radha von der Freundin angeredet ſo:
Unter malajiſchem [d. h. vom Frühlingswinde gebrachten], duftende Nelkengebüſche beſuchendem Hauche,

unter dem bienenumſchwärmten, von Kokila's Rufen [Nachtigallen ähnlichem Sange] ertönendem Strauche,
ſpielet jetzt Hari [Kriſchna] im Lenze, dem frohen,
tanzet, o Freundin, mit Mädchen zur Zeit, die nicht ſüß iſt, wo Liebe geflohen .....

[Weiterhin bittet nun Kriſchna die Freundin der Radha alſo:]

„Hier verweil' ich, geh' zu Radha,
bring' mein Werben! bring' ſie hergeführt!"
So vom Madhu-Feind [Kriſchna] geſendet
eilte ſelbſt und ſprach zu Radha jene:
Wo er zur Wohnung der Wonnebelohnung genaht iſt im Schmucke der Liebe, ſtattlich Gelendete! ſäume nicht, wende dich ſchnell zu dem Herrſcher der Triebe! unter dem Duftſtrauch an Jamuna's Lufthauch harret der Hainbekränzte u. ſ. w.

Jedoch eben dieſe Macht des Dichters in der Bildung umfang-, wenn auch nicht immer gedankenreicher Worte iſt ein unverkennbares Zeichen vom nicht mehr goldenen Zeitalter, welches doch allenthalben ſeine Größe in einfacher Erhabenheit hat, und dieſe ſpätere Zeit würde dann noch weit mehr ſich verrathen, wenn das Gedicht wirklich einen geheimen, metaphyſiſchen Sinn haben ſollte. — Wichtige Denkmäler ſehr bedeutender, obſchon nicht altklaſſiſcher Bildung ſind die dieſen Jahrhunderten angehörenden, umfaſſenden Werke der Purana's (d. h. alte Erzählungen), in denen Lehren über Weltſchöpfung u. dgl. enthalten ſind, meiſt auf Stücke der erwähnten Epopöe Mahabhârata geſtützt. Selbſtändig in der Philoſophie, welche jetzt bedeutende Pflege fand, leiſteten die Inder von den Griechen angeregt noch jetzt nicht Geringes auch in der Aſtronomie (und zum Theil der Medicin). Rühmen ſich doch die Inder insbeſondere der drei großen Erfindungen, welche allerdings ſchon der vorigen Periode angehören: des Schachſpiels, der Decimalziffern, deren wir ſchon gedachten, und der Thierfabel, wozu man noch, wie ein großer Sachkenner ſagt, die Idee rechnen kann, welche den berühmten Erzählungen von Tauſend und Einer Nacht zum Grunde liegt. Jedoch konnten edlere Blüten ſchon unter den vielen inneren Fehden jetzt weniger gedeihen, gleichwie bei dem beginnenden Eindringen der Muhammedaner in die weſtlichen Gegenden Indiens.

Juden gab es übrigens wahrſcheinlich längſt, ſchon in der vorigen Periode im Dekhan, ſchwarze und weiße, von denen die erſteren wol übergetretene Ureinwohner der dunkelfarbigen Raſſe ſein mögen,

und Chriſten werden ſchon vom Indienfahrer Kosmas im 6. Jahrhunderte nach Chr. erwähnt, ſyriſche Chriſten im weſtlichen Dekhan, ſowie noch heute dergleichen ſyriſche Chriſten an der Koromandel-, der öſtlichen Küſte ſich finden, letztere einſt im 5. Jahrhunderte vornehmlich von einem Kaufmann Mar Thomas gefördert, und daher, wol ſicherlich nicht urſprünglich nach dem Apoſtel Thomas, mit dem Namen der Thomaschriſten bezeichnet.

Auch noch jetzt tritt Hinter-Indien wenig hervor, nur iſt zu bemerken, daß der Buddhismus früher ſchon und jetzt in die weſtlichen Gegenden Hinter-Indiens von Hinduſtan aus, ſo in die mittleren von Ceylon, einem der Hauptſitze der Buddha-Religion und in die öſtlichen von China aus gekommen zu ſein ſcheint. Noch verdient erwähnt zu werden, daß in dieſer und der nächſtfolgenden Zeit ein König von Zabedſch, d. i. ſicher von Java hin, von der Inſel Java, viele umliegende Inſeln und ſelbſt Küſten des Feſtlandes unter ſeine Botmäßigkeit brachte, bis dieſes Reich von Madſchapahit noch vor dem Schluſſe der folgenden Periode unter dem Andringen der Muhammedaner aufhörte.

Die neue Zeit Oſt-Aſiens.

Siebente Periode.

Von 1000 bis 1500 vor Chr. G.

So begleiten Sie mich noch in die dritte große Halle, welche der Geſchichte der Neuen Zeit Oſt-Aſiens gewidmet iſt und zwei Perioden umfaßt, deren erſtere wir heute noch durchwandern wollen. Sie beginnt, wie ſchon bemerklich gemacht worden iſt, mit dem für jene Länder höchſt wichtigen Ereigniſſe, daß zum erſten Male fremdes Blut, in China das der Mongolen, in Indien das der Muhammedaner auf den Thron kam, was hauptſächlich um die Zeit von 1000 nach Chr. erfolgte und reicht bis zur Ankunft der Europäer im fernſten Oſten, bis 1500.

Während Gregor VII. die Fesseln der Hierarchie über den Westen Europa's legte, die christliche Kirche in die griechisch- und römisch-katholische sich spaltete und die Kreuzzüge einer nach dem andern erfolgten, um dem Islam das heilige Land wieder zu entreißen, die Wissenschaften aber von den in tiefe Finsterniß gesunkenen Christen zu den Arabern geflüchtet waren, herrschte zunächst in China die unter einigen achtungswürdigen Regenten durch Eifer für Gelehrsamkeit, für Dichtkunst und Philosophie, insbesondere den großen Polyhistor und Denker Tschuhi ausgezeichnete Song-Dynastie. — Nach den Bildnissen dieser Männer sehen Sie hier die mit Blut getränkte Statue des wie ein Glutball aus den Höhen der Mongolei über China hereinbrechenden Tschinghis-khan, welcher in den nördlichen Gegenden China's ein eigenes Reich gründete und, ausgegangen mit einer Horde von einigen Hundert Mann, geleitet von dem Wahlspruche: „Im Frieden sei der Soldat sanft und ruhig wie ein Kälbchen, im Kriege aber falle er über den Feind her wie ein hungriger Sperber über seine Beute", mit eiserner Willensstärke und seltener Geistesschärfe in reißendem Fluge an hundert Völker und Reiche sich unterwarf; drang doch bekanntlich ein Enkel desselben bis Liegnitz in Schlesien vor, wo es im Jahre 1241 an dem nachher hier erbauten Dorfe Wahlstatt zu jener denkwürdigen Schlacht zwischen den deutschen Rittern und den Mongolen kam. Wol aber lassen Sie uns länger bei einem andern Enkel jenes Eroberers, bei dem mächtigen Kublaï (Kubilaï-) khan verweilen, welcher alle eroberten Länder des Großvaters beherrschte und so das größeste Reich hatte, das je ein Mensch regiert hat, der auch ganz China noch unter seinem Scepter vereinigte, nachdem es längere Zeit in mehre, namentlich drei Reiche getheilt gewesen war. Er ward der Gründer der Mongolen- oder Juan-Dynastie, welche fast ein Jahrhundert lang den chinesischen Thron behauptete, dann aber in einem Aufstande der Chinesen verdrängt wurde und selbst von dem wie ein Würgengel aus West-Asien heranströmenden Tamerlan nicht wieder hergestellt werden konnte.

Doch neben der Statur des trefflichen Kublaï-khan sehen Sie hier die seines Heroldes (möchte ich sagen), des „edlen Venetianer", wie ihn fast alle gebildete europäische Völker genannt haben, des Marco Polo.

In der Mitte des 13. Jahrhunderts nämlich, als von den Chriſten mehrmals über den Norden hin Geſandtſchaften zu den Mongolen ergangen waren, um im Rücken der Muhammedaner, des gemeinſchaftlichen Feindes, ein freundſchaftliches Verhältniß mit den mächtigen Mongolen einzuleiten, reiſten auf eignen Antrieb von Handelsintereſſen getrieben, zwei venetianiſche Kaufleute, die Gebrüder Polo, über Conſtantinopel, die Krim u. ſ. w. zum Großkhan. Freundlich aufgenommen und in Ehren gehalten, mußten ſie bei ihrer Rückreiſe verſprechen, wiederzukommen, und nun nahm der eine von ihnen ſeinen neunzehnjährigen Sohn, Marco Polo, mit ſich. Sie reiſten über die ſchon erwähnte Pamir-Ebene nach der hohen Tatarei und China. Auf der eben genannten Ebene gewahrten ſie, was ſich ſpäterhin an vielen ähnlichen Punkten beſtätigt hat, daß in der reinen, ſcharfen Luft das Feuer wenig und kaum Hitze gebe. Der Kaiſer erkannte bald die ausgezeichneten Talente des Jünglings für Beobachtung und Darſtellung, für Sprachen und Geſchäftsführung, verwendete ihn in verſchiedenen Theilen des Landes, in welche noch heute kaum ein Europäer gekommen iſt, ließ ſich von ihm treue Berichte abſtatten und ſo iſt denn ſpäter aus ſeinen Reiſenotizen der berühmte Bericht erwachſen, welchen er, nach 17jährigem Aufenthalte in China über Indien zurückgekehrt, und nachher bei einem Seegefechte der Venetianer mit den Genueſen in Gefangenſchaft gerathen, im Gefängniſſe zu Genua verfaßt hat. Dieſer Bericht wurde bald in viele europäiſche Sprachen überſetzt — in die deutſche von Bürck, Leipzig 1845 — und erlangte ſelbſt großen Einfluß auf die Entdeckung von Amerika, denn Columbus ſehnte ſich, indem er immer nach Weſten ſteuerte, endlich nach Cataja (China) zu kommen, gleichwie zu dem goldreichen Zipanju (Japan) und glaubte, als er nach Amerika gekommen war, nicht anders, als dahin gekommen zu ſein, nach Indien; daher man endlich, als man den Irrthum erkannte, das eine Land Oſt-, das andere Weſt-Indien nannte. Wie groß die Geſchicklichkeit Marco Polo's in genauer Beſchreibung der Dinge war, laſſen Sie mich nur an Einem Beiſpiele zeigen. „Durch das ganze Land (China), ſchreibt er, findet man einen ſchwarzen Stein, den man aus den Bergen gräbt, wo er in Adern läuft. Wenn er angezündet wird, brennt er wie Kohle und hält das Feuer weit beſſer als das Holz, ſo daß es die ganze Nacht hindurch erhalten werden

kann und am Morgen noch brennend gefunden wird. Diese Steine haben keine Flamme, außer daß sie ein wenig auflodern, wenn sie angezündet werden, aber während ihres Brandes strömen sie viel Hitze aus." Wer erkennt nicht hier sofort den in Europa erst viele Jahrhunderte später aufgekommenen Gebrauch der Steinkohlen, wobei die betriebsamen Leute der Gegend schon damals oft ihren Reis über den angezündeten Dämpfen kochten, welche aus diesen Kohlenlagern aufstiegen.

Wo sollte ich nun beginnen, wo enden, um das viele Seltsame, zum Theil sehr Großartige, was unser ausgezeichneter Berichterstatter über die unter Kublaikhan bestehenden, zu großem Theile von ihm getroffenen Einrichtungen erzählt, anzuführen? Ich muß mich aber bescheiden, hier hauptsächlich nur von zwei großen Dingen, über welche er berichtet, zu reden: über die Posten in China und über den berühmten Kaiserkanal.

Schon lange vor Chr. G. war von einigen Herrschern China's eine große Sorgfalt auf die Anlegung von Kanälen und auf die Straßen des Landes verwendet worden; so wird von Einem derselben berichtet, daß er an den Hauptstraßen Bäume pflanzen ließ, damit die Leute im Schnee des Winters die Wege fänden und in der Hitze des Sommers Kühlung hätten. Dieß erweiterte sich Alles unter Kublaïkhan, welcher auf eine Weise, die wir ziemlich ein Jahrhundert später durch ähnliche Einrichtungen in Indien vom berühmten muhammedanischen Reisenden Ibn Batuta bestätigt finden und Jahrhunderte früher, als dergleichen unter uns eingerichtet war, Folgendes einführte. — Alle 3 Meilen ungefähr hatte der Kaiser Stationen angelegt, wo für kaiserliche aber auch für Handelszwecke der Privatleute u. s. w. zweihundert Pferde einen Monat lang in Dienst standen und zweihundert auf der Weide zur Ablösung. Auf jeder dieser Stationen war ein Haus zum Uebernachten mit 2 Abtheilungen, nämlich für die höheren und für die niederen Stände. Der Postillon trägt auf seiner Brust die Tafel des Geierfalkens und stößt, sobald er sich dem Posthause nähert, in ein lautschallendes Horn, damit die Pferde gleich in Bereitschaft stehen, wenn er auf der Station ankommt. Außerdem sind Fußposten angelegt; etwa alle halbe Meilen ist ein kleines Dorf mit ungefähr 40 Hütten; da wohnen die Fußboten, deren jeder einen Gurt

mit Schellen um den Leib hat, damit er in der Ferne gehört werden und so der neue Kurier mit dem Pakete gleich forteilen kann. Die Auflage, welche zur Unterhaltung der Pferde auf den Stationen von Seiten der umliegenden Ortschaften erforderlich gewesen ist, wird nachher bei jedem Orte an den Abgaben, welche er dem Kaiser zu leisten hat, abgezogen und zwar so weit, als der Antheil jedes Einwohners geht. Diese Kuriere erhalten eine gute Löhnung. Dabei ist auf jeder Pferdestation ein Schreiber angestellt, welcher Tag und Stunde der Ankunft und des Abganges jedes Kuriers aufschreibt und außerdem sind Beamte angestellt, welche allmonatlich an jede Station kommen, um die Verwaltung zu untersuchen und wo nöthig ist, die Kuriere zu strafen. Im Falle, daß die Sache von sehr dringender Wichtigkeit ist, setzen die Kuriere den Ritt in der Nacht fort und wenn gerade der Mond nicht scheinen sollte, so werden sie bis an die nächste Station von Leuten zu Fuß geleitet, welche vor ihnen her mit Fackeln laufen, wobei sie natürlich nicht mit derselben Eile fortkommen können. So hat nun aber, vornehmlich durch die Fußposten, Se. Majestät in zwei Tagen und zwei Nächten oft eine Nachricht aus solcher Ferne empfangen, wie man sie in gewöhnlicher Weise nur in zwölf Tagen würde erhalten können. Nehmen Sie dazu, daß damals schon Papiergeld, Kassenscheine und Wechsel zur Erleichterung des Verkehrs in China gebräuchlich waren.

Doch darf ich länger von einem Riesenwerke nicht schweigen, welches ebenso merkwürdig und unendlich wohlthätiger ist, als die Große Mauer in China, von dem berühmten Kaiserkanale, dieser Pulsader des Landes. Denken Sie, Verehrte, einen Kanal von Peking bis an Ningpo hinab, etwa 230 geographische Meilen lang, als ginge er von Leipzig bis Smyrna, 90 bis 600 Pariser Fuß breit und 30 Fuß tief, so daß große Jachten auf ihm gehen und Hunderttausende von Barken auf ihm Raum und Wege finden, an Einer Stadt bisweilen vier und fünf Tausend Fahrzeuge; zu beiden Seiten gehen große gemauerte Quais und schöne Chausseen, so wie eine Menge einzelner Kanäle; die englische Gesandtschaft sahe an der einen Stelle allein an 60 derselben. Dieser an Machtaufwand wie an Genialität ganz einzige Bau wurde zwar erst unter der folgenden Dynastie, wenn auch noch nicht in dieser Periode, vollendet, aber sein großartigster und wichtigster Theil ist in

Anlage und Ausführung immer das Werk des Kublaïkhan. Allerdings mußten einige großartige Werke vorausgehen. So war ja zuverläſſigen Nachrichten zufolge der Hoangho, wie wir ſchon erwähnten, in den älteſten Zeiten in die Gegenden von Peking hingeſtrömt, dann wegen der furchtbaren Ueberſchwemmungen, welche er gemacht hat, mit gewaltigem Durchbrechen einiger Felſen in einen andern Strom und ſo endlich in ſein jetziges ſüdliches Bette hinüber geleitet worden, wogegen der nach Peking gehende Arm endlich aufhörte. Dazu kommt, daß ſchon vor dieſem unſerm Zeitraume ein Kanal von der Mündung des Hoangho zu dem Kiang hinüber und von da Kanäle in die ſüdlichen Gegenden bis nach Ningpo hin waren geführt worden. Jetzt baute nun Kublaïkhan mit Benutzung einiger Ströme, daß ſie den Kanal mit Waſſer verſorgten, die nördliche Hälfte des großen Kanals, den ſogenannten Kaiſerfluß, vom Hoangho bis Peking. Sagte im J. 1807 eine Stimme im engliſchen Parlamente: Wir müſſen Kanäle bei uns bauen, und erwiderte man darauf: Wir haben ja Flüſſe, ſo entgegnete jene Stimme: Ei, dazu müſſen eben die Flüſſe verwendet werden, daß ſie die Kanäle ſpeiſen! — ſo iſt dort dieſer Rath vollſtändig gerechtfertigt worden. Da ließ nun unter Anderem der Mongolenkaiſer in hoher Genialität, wie zu einem Triumphe für den Menſchengeiſt, den Fluß Wen-ho, welcher von einem Berge ſüdlich nach dem Hoangho abfloß, auf der Höhe alſo hinleiten, daß er in geradem Winkel auf den Kanal ſtößt und zu beiden Seiten hin den Kanal mit Waſſer verſorgt. „Seiner Einmündung gegenüber, ſagt Staunton, welcher im Jahre 1793 daſelbſt fuhr, an der Seite des Kanals, wurde deſſen Ufer mit einer ſoliden Quadermauer bekleidet, um der Gewalt der dort anſchlagenden Stromwaſſer Widerſtand zu leiſten. In der Mitte bemerkt man kaum eine Bewegung, aber zu beiden Seiten, gegen Norden und Süden, etablirte ſich ſogleich eine zweifache, conträre Strömung, deren eine zum Nordgolf von Petſcheli, die andere aber gegen Süden zum Hoangho geht". An dieſem hochwichtigen Punkte iſt ein eleganter, dem Flußgotte geweihter Tempel. Jetzt iſt freilich der Kanal theilweiſe nicht mehr in gutem Stande und von größeren Schiffen ſo belebt wie einſt; immer aber bleibt dieß Werk von unermeßlicher Wohlthätigkeit für den Verkehr im Innern des Landes, zumal da die Seefahrt im Oſten China's durch große Stürme oft große

Gefahren bietet und man zwar schon vor Chr. G. in China die Polarität des Magnetes kannte, aber die Magnetnadel noch nicht im Seewesen verwendete, gleichwie in ähnlicher Weise das Pulver schon vor Chr. G. hier erfunden war, aber doch nur zu Feuerwerken u. dgl. gebraucht und erst jetzt, zu Marko Polo's Zeit, die Anwendung desselben zum Werfen großer Steine bei Belagerungen den Chinesen gelehrt wurde. Noch fordert hierbei die Pietät, des zwar nicht in gleicher Maße, als die Nachrichten Marco Polo's sind, reichen aber doch auch sehr wichtigen Berichtes der wie selten weiten Pilgerung zu gedenken, welche im 14. Jahrhunderte der Scheikh Ibn Batûta von Tanger in Afrika (Gibraltar gegenüber) über Kairo, Jerusalem, Mekka, Constantinopel, Balkh, Kabul, Delhi, Calicut, Bengalen, Java, China, zurück nach Java, Calicut, Damaskus, Kairo, Fez, Gibraltar, Marokko, Timbuktu und wiederum Fez machte.

In Tübet gingen jetzt bedeutende Veränderungen zur Anbahnung der Hierarchie des Ostens vor. Vom mongolischen Kaiser Kublaikhan wurde ein Ober-Lama zum Haupte der lamaischen Geistlichen ernannt und ertheilte dem Großkhan die Weihe, während jedoch die Verwaltung drei chinesischen, weltlichen Beamten anvertraut wurde. Späterhin führte ein Ober-Lama unter großen Reformen, z. B. Verordnung des Cölibats, unter Anderem die gelbe Mütze statt der bisherigen rothen als Zeichen der Rechtgläubigkeit ein und bildete überhaupt eine neue, im Ansehen steigende Sekte. Besteht nun eine, auch Katholiken wiederholt unverkennbar gewesene Aehnlichkeit zwischen dem lamaischen und katholischen Kultus, in Pontificat, Priesterehelosigkeit, Reliquien- und Heiligendienst, Beichte, Fasten, Prozessionen, Weihwasser, Weihwedel, Räucherwerk, Glöckchen oder Schellen beim Altardienst, Rosenkranz, Mitra, Hirtenstab, Klöster (reichen und armen), Mönchen, Nonnen, Mutter des Buddha mit dem Buddhakinde auf dem Arme u. dgl., so hat man dieß oft in neuerer Zeit durch christlichen Einfluß auf jenen Reformator erklären wollen; jedoch kann, wie ein neuerer Forscher auf diesem Gebiete sagt, den Reformen dieses Lama eine so große Ausdehnung keineswegs gegeben werden und Manches des Genannten ist unbestreitbar weit älter als das Christenthum selbst. Höchst denkwürdig ist, daß so vielfältiges und reiches Ceremoniel im ursprünglichen Buddhismus nicht war, eben so wenig als

Aehnliches im urſprünglichen Chriſtenthume. Schreibt man aber häufig das Aufkommen von Dergleichen der bloßen Prieſterherrſchaft zu, ſo vergeſſe man doch auch nicht, daß es Bedürfniß für das religiöſe Gemüth iſt, der Gottheit Etwas zu geben, zu leiſten, was nach der verſchiedenen Bildungsſtufe der Menſchen bald ſinnlicher, bald geiſtig-ſittlicher iſt, nur daß die Leiter des Volkes dazu berufen ſind, zu dem Letzteren hinzuleiten! — Es beſtanden nun zwei höchſte Prieſter der gelben Farbe, zwei lamaiſche Päpſte, an Rang, geiſtlicher Hoheit und Herrlichkeit einander gleich, doch hat in neuerer Zeit der zu Lhaſſa einen Vorrang erhalten. Er iſt der Dalaï-Lama, d. h. Prieſter des Ocean, Prieſter ſo groß wie der Ocean. Von dieſem Zeitraume an, und zwar von 1400 nach Chr. ungefähr, beginnt nun die Reihe der chubilghaniſchen Erbfolge, d. h. um mit den Worten jenes Forſchers zu reden, wie man es nach einem mongoliſchen Worte genannt hat, „jenes Syſtem, nach welchem die Seele lamaiſcher Geiſtlicher gewiſſen Ranges, wenn ſie den Leib verlaſſen hat, nach neun Monaten, oder doch im zweiten, dritten Jahre in Kindern dieſes Alters, deren Körper ſie bei der Empfängniß bezogen, wieder erſcheint, oder — vernünftig geſprochen, — nach welchem die höchſten geiſtlichen Würden mit Kindern beſetzt werden, die für Wiedergeburten der früheren Inhaber dieſer Würden und damit zugleich für incarnirte (d. h. menſchgewordene) Heilige gelten". So ſtirbt alſo Buddha nicht, ſondern lebt immer fort und wäre es in einem von ihm feierlichſt erwählten Kinde. — Hierbei habe ich noch von zwei für die Buddhiſten Tübets und der Mongolei überaus wichtigen Dingen zu ſprechen; erſtens von der myſteriöſen Gebetsformel: Om mani padme! hum, d. h. wörtlich: „Gott! das Kleinod im Lotos! Amen", eigentlich wie eine Begrüßung und Lobpreiſung des Buddha, in welcher aber frommer Wahn den ganzen Inhalt ſeines religiöſen Glaubens zu haben meint. Das Kind, der Jüngling, der Greis, der Mann in der Arbeit wie im Kriege, das Weib in den ſchlichteſten häuslichen Verrichtungen, Jeder im Leben wie im Sterben führt ſie auf ſeinen Lippen und überall findet man ſie auf Papierſtreifen, an Mauern und Monumenten. Damit hängt nun das Zweite, noch Wunderlichere zuſammen: die Gebetsräder. Dieß ſind bald kleine, leicht in der Hand zu führende, bald große, bisweilen rieſengroße Cylinder oder Trommeln, in welche mit Gebeten beſchrie-

ine Papierſtreifen gelegt werden; man dreht dieſe Trommeln durch einen Faden um ihre Axe oder Spindel und ſo viele Male als gedreht wird, denkt der Gläubige die Gebete geſagt, welche er in die Trommel gethan hat. Man findet ſogar in Tübet und der Mongolei (nicht ſo in Indien, wo dieſe Gebetsmaſchinen zuerſt ſchon im 5. Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung aufgekommen waren, auch nicht in China) öffentlich zum Gebrauche für Pilgrime am Wege gleichſam Windmühlen mit dergleichen Rädern und andererſeits Mühlen, in welchen durch ein Waſſerrad eine gute Anzahl ſolcher Trommeln in Bewegung geſetzt und die Kraft der Gebete multiplicirt wird. Dieß iſt wohl die kraſſeſte Form des Werkdienſtes, bis zu welchem der Wahn den erfinderiſchen Menſchengeiſt treiben konnte.

Laſſen Sie mich jetzt ſchnell über die allerdings vielfachen Bewegungen in den Ländern von Turkeſtan, der Mongolei und der hohen Gobi dahineilen, welche doch theils für das Allgemeine wenig Intereſſe haben, theils ſchon bei Tſchinghiskhan und Kublaikhan ihre Erwähnung fanden und über Japan nur bemerken, daß hier eine mächtige Veränderung inſofern begann, als in Zeiten der Noth ein Daogiri oder Mikado ſtatt der früheren ſechs, nur einen, wenn auch verdienten General en chef ernannte.

Ueber Indien aber, welches als bildungsreich, ja uns Germanen verwandt, unſere innigeren Sympathien hat, möchte ich in dieſer Periode gern einen Schleier, einen Schleier tiefer Trauer breiten. In gräßlicher Weiſe drang jetzt von Fanatismus, aber doch auch (wenigſtens im weiteren Fortgange der Kämpfe) von Habſucht nach den unermeßlichen Schätzen Indiens getrieben, der Islam oder Muhammedanismus ein. Mahmud nämlich, der Ghaznevide, von Ghazna im Weſten von Indien, brach im Jahre 1001 in 12 Heereszügen nach dem weſtlichen Indien vor. Statt alles Weiteren, was perſiſche Schriftſteller ſelbſt berichten, laſſen Sie mich nur deſſen gedenken, was in Sumanatha auf der Halbinſel Guzerat am Tempel des Gottes Siva geſchahe. „Der Herrſcher flohe, als Mahmud nahte. Die unermeßliche Menge von Menſchen, welche ſich dort verſammelt hatte, um lieber umzukommen, als ihr geliebtes Idol preiszugeben, wurde in einem ſchauervollen Blutbade niedergemetzelt. Schon während des Gefechts waren die Inder wechſelsweiſe in den Tempel gegangen, hatten

das Idol jammernd an den Schultern gefaßt und waren wieder hinaus in den Tod gegangen. Als nun Mahmud alle Thore mit seinen Wachen besetzt hatte, trat er als Sieger selbst zuerst, nur von seinen Söhnen und einigen Großen begleitet, in den Tempel. Außer einer großen Lampe, welche in Tausenden von Juwelen ihr Licht zurückstrahlte, soll keine Erleuchtung im Tempel gewesen sein. Die Brahmanen boten Berge von Gold für die Rettung des Idols und die Hofleute riethen, den Antrag anzunehmen; aber: Nicht Idolverkäufer, sprach Mahmud, sondern Idolzerstörer will ich bei der Nachwelt heißen und mit einer eisernen Keule schlug er erst auf die Nase, dann auf den Bauch des Idols, welcher mit Diamanten, Rubinen und Perlen angefüllt war, die weit das von den Brahmanen Gebotene überwogen". Zu großer Macht erhub sich in diesem Zeitraume Delhi, unter mehren bei fortgehender innerer Zerstückelung aus dem Westen eingedrungenen Turk-Dynastien. — Noch gräßlicher aber als dieß war um 1400 nach Chr. der zwar kürzere, jedoch mit Pyramiden von Schädeln erschlagener Feinde, mit Rinnen von Blut in den Straßen von Delhi, ja mit eigentlichen Hindujagden bezeichnete Einbruch des Timur oder Tamerlan. So breitete sich in schauerlicher Weise der Islam in Indien aus und was noch von Buddhismus dort gewesen war, hatte (außer in Nepal am Himâlaja und auf Ceylon) das Brahmanenthum verdrängt, während von Westen herüber mehre Guebern oder Feueranbeter ins Land gekommen waren und an der Stelle des Buddhismus die Secte der Dschaina's längere Zeit bedeutende Geltung gewann. Erst am Beginn der folgenden Periode trat mit dem edlen Baber, dem ersten Großmogul in Delhi, mehr Einheit und glücklichere Zeit für das lange schwer heimgesuchte Land ein. Kunst und Wissenschaft hatte, wie man leicht denken kann, höchstens am Anfange dieser Periode Förderung finden können.

Unter den Reichen Hinter-Indiens treten in dieser Periode nur wenige, z. B. Birma, und auch nur zeitweilig hervor; jedoch sehr wichtig ist, daß jetzt der Stamm der Malayen, aus Sumâtra gedrängt, auf der Goldenen Halbinsel sich niederließ, in Malakka ein Reich gründete, nach Aufnahme des Islam in regem Betriebe der Schifffahrt sich an den Küsten der meisten Inseln des Indischen Archipelagus ansetzte und, mit Eroberung des auf Java lange mächtig gewesenen

indoarischen Reiches, der alten brahmanischen Civilisation daselbst ein Ende machte.

So schließen wir denn heute damit, daß nun ein Neues, Großes erfolgte, nämlich die für Ost-Asien anfangs wenig merkliche, doch in ihren Folgen unendlich wichtige Ankunft der Europäer.

Sechste Vorlesung.

C. b. Achte Periode.

1500 bis zur Gegenwart.

1500—1600: Ankunft der Europäer.
Indien: Die Groß-Mogul; Akbar der Große.

1600—1700:
Indien: Handels-Compagnien.
China: Mandschu-Dynastie: Kanghi.

1700—1800:
China: Kienlong.
Indien: Das Englisch-ostindische Reich.

1800 — Gegenwart:
Indien: Aufhören der Engl.-ostind. Compagnie.
China: Der Engl.-chin. Krieg. — Japan.
Schluß.

Kaum giebt es wol in der Geschichte der Menschheit eine Zeit, in welcher so tiefe Erschütterungen durch die Geister der gebildeten Menschen gingen, als die Zeit von 1450 bis 1550 nach Chr. G. Denken Sie an die Erfindung der Buchdruckerkunst, an die Eroberung von Constantinopel durch die Türken, an die Flucht der Wissenschaften von dort in das für dieselben wieder erwachende Italien, an die Entdeckung von Amerika und die Gedanken von der bis dahin mehr nur geahnten Rundung der Erde (welche man doch früher meistens für eine Scheibe angesehen hatte), an die Reformation durch Luther und Zwingli, gleichwie an die Sätze des Copernicus (Köpernick), des großen Reformators der Weltanschauung, daß nämlich die Erde nicht der Mittelpunkt

des Weltalls, sondern nur ein untergeordneter Stern und zwar inmitten zahlloser Sonnen und Hauptsterne sei, eine Veränderung der Ansichten über das Weltgebäude, in deren Folgen wir Alle jetzt noch leben und unsere Nachkommen leben werden.

Ehe wir jedoch in Einzelheiten dieses letzten Zeitraums eingehen, lassen Sie mich, Verehrteste, Ihnen bemerklich machen, daß Sie hier Alles nach den vier verschiedenen Jahrhunderten dieser Periode werden aufgestellt finden, um Ihnen möglichst den Ueberblick zu erleichtern und zu sichern; jedoch so, daß wir in jedem der vorangehenden Jahrhunderte bei einer großen Persönlichkeit desselben in Etwas verweilen wollen. Lassen Sie uns somit zuerst die Zeit von 1500 bis 1600 betrachten.

Wie nun der Fürsehung, wenn sie in ihrem Gange Etwas zur Wirklichkeit will kommen lassen, Alles, Wissenschaft und niedere wie höhere Leidenschaften: Geldsucht, Ehrgeiz u. s. w. dienen müssen, so fühlten sich durch die glänzenden Entdeckungen der Spanier in Amerika, die Portugiesen angefeuert, nach Umschiffung des Vorgebirges der Guten Hoffnung den Weg nach Indien zu suchen, als wohin Columbus über andere Meerespfade zu steuern unternommen hatte.

Es war aber am 20. Mai 1498, als der kühne, tapfere und gewandte Portugiese Vasco da Gama, von seinem hochherzigen und unternehmenden Könige Don Manoel, welchen man mit Recht Emanuel den Großen genannt hat, entsendet mit drei Schiffen und 170 Mann im Hafen von Calicut an der Westküste von Vorder-Indien (nicht zu verwechseln mit dem an der Ostküste gelegenen Calcutta) landete. Er ließ dem eine halbe Meile von der Stadt in einem Palmenwäldchen mit seinen Großen wohnenden Fürsten seine Ankunft und Absichten auf friedlichen Handelsverkehr melden und es erschien sofort der Katual, ein hoher Beamter, um die freundliche Gesinnung des Fürsten zu bezeugen und die Ankömmlinge in feierlichem Aufzuge zu demselben zu führen. Die Portugiesen, welche schon auf dem Wege sich der Pracht der Bäume und Blumen hoch erfreuten, schauten mit Ehrerbietung den Glanz und die Würde des Hofes. Bald jedoch merkten sie, daß der Katual durch die mißgünstigen, um ihren Handel besorgten Araber den Bescheid des Fürsten mit sehr feindlicher Absicht hinzog, und so trat Vasco noch in einer dritten Audienz kühn und tapfer auf; indeß

er konnte ſelbſt mit Zurücklaſſung einiger Leute als Geißeln kaum zu ſeinen Schiffen zurückkehren und ſchied endlich nicht ohne Gewalt zu brauchen. Er kam dann noch einmal nach Indien. Faſt jährlich gingen jetzt portugieſiſche Geſchwader, welche hierbei gelegentlich Braſilien und St. Helena entdeckten, in den Oſten. Man erbaute auf der Halbinſel Malakka ein Fort, drang von da zu den Gewürzinſeln hin und gelangte ſogar nach Japan, wo durch den glaubenseifrigen, unermüdlich thätigen Franz Xaver ſehr Viele zum Chriſtenthume übergingen. Nach China, welches wie alle übrigen Länder Oſt-Aſiens außer Vorder-Indien in dieſem Jahrhunderte nur Weniges von allgemeiner Bedeutſamkeit bietet, kamen die Portugieſen ſchon im Jahre 1517 durch Perez d'Andrada von Malakka aus und landeten in Kanton, fanden aber große Hinderniſſe ihrer Anſiedelung, jedoch wurde ihnen ſpäter die kleine, felſige Inſel Macao unter der Bedingung abgetreten, daß ſie daraus die gefährlichen Seeräuber, welche daſelbſt ihren Schlupfwinkel hatten, vertrieben. Jetzt hob ſich Kanton für den europäiſchen Verkehr, während Inder und Araber in öſtlichen Häfen China's ihre Handelsplätze gehabt hatten. Aber durch Intriguen in Liſſabon, unter welchen einige edle Statthalter in ihren trefflichen Unternehmungen zurückgerufen wurden, wie durch die Härte, mit welcher die Portugieſen verfuhren (brachten ſie doch bald auch die Schauer der Inquiſition nach Goa in Vorder-Indien, — ſo daß ſpäter die Holländer und Engländer bei ihrer Ankunft oft als Retter von den Eingeborenen betrachtet wurden), war ſchon gegen das Ende dieſes Jahrhunderts die Macht der Portugieſen in Oſt-Aſien tief herabgeſunken.

Mittlerweile nun war in Indien, zu welchem jetzt unſere Blicke zurückkehren, der edle Baber aus einem Turkenſtamme, aber von mütterlicher Seite her Mongole und Nachkömmling Tſchinghiskhans, geboren in gleichem Jahre mit Dr. Luther, von Weſten her nach Indien eingedrungen und brachte als erſter Groß-Mogul in Delhi Einheit, Gerechtigkeit und Friede dem ſeit langer Zeit zerriſſenen und ſchwer bedrückten Volke der Inder; er war frommer Muhammedaner, aber frei von fanatiſcher Unduldſamkeit. Noch trefflicher war ſein Enkel, der dritte Groß-Mogul, Akbar der Große. Wir kennen ihn aus den Berichten der Chriſten, nämlich der portugieſiſchen Patres, der Muhammedaner und der Inder. Alle drei ſtimmen darin überein, daß

er ein überaus erhabener Regent war und wir dürfen hinzuſetzen, daß er einer der Größeſten war, welche jemals auf einem Throne der Erde ſaßen, ja unbeſtreitbar einer der edelſten Menſchen überhaupt. Als „Sohn der Noth“ dem Vater während deſſen Verbannung geboren, gelangte er doch ſchon in einem Alter von zwölf Jahren auf den Thron und entledigte ſich bald der Herrſchaft eines anmaßlichen und daher im Lande ſehr gehaßten Miniſters auf eine Weiſe, welche die Achtung und Dankbarkeit nicht aus den Augen ſetzte, die er dieſem um die Befeſtigung ſeines Thrones einſt vielverdienten Manne ſchuldig war. „In Perſon, ſo ſchreibt ſein Sohn und Nachfolger, war er großer Statur; ſchon in ſeiner Erſcheinung hatte er die Kraft eines Löwen, welche durch die außerordentliche Breite ſeiner Bruſt und die Länge ſeiner Arme angezeigt war; in jeder Hinſicht war ſein Aeußeres ſehr einnehmend“. Zunächſt war die Sorge des Selbſtherrſchers auf Feſtſtellung eines beſſern, nicht laſtenden Steuerſyſtems, auf Straßen und Poſten gerichtet. Als Krieger zeichnete er ſich durch große perſönliche Tapferkeit und Kühnheit aus, wie er denn auch täglich auf Uebungen ſeiner Kraft hielt, unter Anderem im Arbeiten an einer großen, eiſernen Kette u. dgl. Der Schrecken vor der Kühnheit ſeiner Gedanken und Unternehmungen ſchaffte weit und breit viele Ruhe. Dabei war er unermüdlich in perſönlicher Rechtspflege, ſo daß er, wie auch die Patres berichten, täglich an ſieben bis zehn Mal dergleichen Audienzen ertheilte, bei welchen immer Notare und Schreiber alle Entſcheidungen des Kaiſers niederſchreiben mußten. Auch erfreute er ſich ſehr der Uebungen im Disputiren mit wiſſenſchaftlichen Menſchen, die er gern und gewöhnlich um ſich hatte. Wie viel hat er, ohne irgend tiefe Wiſſenſchaftlichkeit zu beſitzen, für Förderung der Wiſſenſchaften im Lande gethan! Akbar, ſagen jene Gewährsmänner, vereinigt zweierlei dem Anſcheine nach entgegengeſetzte Eigenſchaften: die ſtolze Feſtigkeit des Tataren und die liebliche Milde des Hindu; mit dieſer gewinnt er die Liebe des Volkes, mit jener erhält er den Gehorſam der Großen. Damit Niemandem der Weg zu ihm verſperrt werde, reicht eine goldene Glocke von der Straße in ſein Kabinet, welche zu ziehen einem Jeden verſtattet iſt; den Schlaf, ſowie Eſſen und Trinken, hat er ſich höchſt kärglich zugemeſſen, ſeine Mußeſtunden ſind einer aufmerkſamen Lektüre der Dichter und Geſchichtſchreiber gewidmet; Reiß, Milch und wenige

mit Zucker eingemachte Früchte dienen ihm zur Nahrung; Fleisch ißt er niemals. — Er war und blieb Muhammedaner, aber leutselig gegen jeden rechtschaffenen Mann jedes Glaubens. Religionsveränderungen liebte er nicht, weil er meinte, daß sie meistens aus unlautern Beweggründen erfolgten; Uebergetretene stellte er oft auf schwere Proben. Einst hatten Christen in Goa einem Hunde den Korân zum Hohne der Muhammedaner umgehangen, da drang seine Mutter in ihn, er solle einem Hunde die Bibel zum Hohne der Christen umhängen. Aber wiewol er seine Mutter zärtlich liebte und jeden ihrer Wünsche zu erfüllen suchte, ja einst sogar ihre Sänfte mittragen half, so erfüllte er doch diese ihre Bitte nicht und sprach: Nein, Mutter, was Einem Menschen heilig ist, darf der Andre nicht verspotten; Verachtung einer Religion ist Verachtung der Gottheit; sind nicht vier Fünftel der Menschen Ungläubige (Nicht-Muhammedaner)? und doch trägt sie alle der Eine gütige Gott, soll ich als Kaiser nicht sein Bildniß sein auf Erden? Er unterhielt sich oft und gern, zuweilen bis in die tiefe Nacht mit den Patres. Einst sagte er, wie sie selbst berichten: Ich weiß, daß eure Sittenlehre die beste ist, aber mit zwei Dogmen eurer Religion kann ich mich nicht befreunden, mit dem von der Trinität und dem, daß Gott einen Sohn habe, wobei man nicht übersehen darf, daß er das Christenthum hauptsächlich aus den starren Darstellungen der portugiesischen Patres gelernt hatte und damals die nachherigen tiefern Schriftforschungen noch nicht kennen konnte. Lange beschäftigte er sich mit dem Plane, eine Religion zu stiften, welche allein die Lehre von der Einheit Gottes des Allmächtigen, Heiligen und Allgütigen, und allein das Gebot der allgemeinen Menschenliebe habe; nach langem Sinnen jedoch sagte er: Dieß würde nur zuletzt eine Sekte geben und die Geister der Menschen verwirren; ich habe die größere Aufgabe von der Fürsehung erhalten, die Menschen des verschiedensten Glaubens bei ihrem Gewissen zu schützen. Dabei widmete er der Sonne, als dem erhabensten und würdigsten Sinnbilde der Gottheit viele Verehrung. Oft führte er, sagt sein Sohn, den Spruch auf seinen Lippen: „Immer, an jedem Orte, unter allen Menschen und in jedem Wechsel der Verhältnisse halte dein Auge und Herz im Verborgenen zu Gott, deinem ewig bleibenden Freunde hingerichtet“. Das Ende dieses Edlen war unter sehr schweren Körperleiden trübe und

traurig, er ſtarb im Jahre 1605 noch heute von den Indern verehrt und geſegnet.

Hiermit nun ſind wir ſchon in die Zeit von 1600 bis 1700 nach Chr. herübergetreten. Man möchte dieſes Jahrhundert für Indien das der Handelscompagnieen, für China das des Anfangs der jetzigen, der Mandſchu-Dynaſtie, und rückſichtlich ſeines Schluſſes das des großen Kaiſer Kanghi, des würdigen Zeitgenoſſen Peters des Großen, nennen.

Daß die Portugieſen, auch nach der Vereinigung ihres Landes mit Spanien, ſo lange im alleinigen Betriebe des reichen Seehandels nach Oſt-Aſien waren und zwar mit der Behauptung des alleinigen Anrechtes daran und noch dazu mit ſtrenger Verheimlichung des Weges, reizte natürlich den Eifer anderer Nationen an. So verſuchten die Engländer in nordöſtlicher Richtung über Rußland hin, dann in nordweſtlicher Richtung nach der Hudſonsbai hin eine Straße zu finden. Auch reiſte der berühmte Franz Drake auf dem Wege, auf welchem etwa 50 Jahre vorher der erſte Erdumſegler Magelhaens gereiſt war, zu den Gewürzinſeln, ja als er in der Nähe der Azoren ein portugieſiſches Fahrzeug, welches mit reichen Schätzen aus Indien kam, weggenommen hatte, erfuhr man aus den Tagebüchern, Karten und Rechnungen deſſelben, was man längſt zu wiſſen gewünſcht hatte. Sehr wichtig wurde nun Folgendes. Die Niederländer hatten lange Zeit die oſtindiſchen Waaren aus dem Hafen von Liſſabon geholt, in die übrigen Länder Europa's hingeführt und (beſonders Antwerpen) reichen Gewinn dadurch gehabt. Als aber im Freiheitskriege der Niederländer Philipp II. von Spanien ihnen im Jahre 1594 den Hafen von Liſſabon verſchloſſen hatte, blieb ihnen nichts übrig, als entweder dieſen einträglichen Handel ganz aufzugeben oder die oſtindiſchen Waaren im Oſten ſelbſt zu holen. Da ſegelte denn der kühne Cornelius Houtmann am Hafen von Liſſabon vorüber, kehrte mit einer Ladung von Pfeffer und koſtbarem Gewürze zurück und berichtete, daß die Portugieſen in jenen Gegenden ſehr verhaßt wären. Sofort wurde nun in Amſterdam der Plan zu einer Niederlaſſung auf Java gefaßt und ausgeführt, und die einzelnen einander nicht ſelten widerſtrebenden holländiſchen Handelsgeſellſchaften, die ſich nach und nach gebildet hatten, durch die Weisheit der Regierung zu Einer großen Körperſchaft der (Nieder-

ländiſchen) Oſtindiſchen Compagnie vereinigt, welche bald Batavia gründete, die portugieſiſche Flotte ſchlug und in kurzer Zeit, beſonders nach den Sundiſchen Gewäſſern ſich wendend die Hauptmacht in jenen Meeren erlangte. Auch in Dänemark bildete ſich eine Oſtindiſche Handelsgeſellſchaft, welche Trankebar gründete, ebenſo eine dergleichen in Frankreich, welche Pondichery erbaute, aber endlich ihre Macht durch die Engländer gebrochen ſahe.

Angefeuert nämlich von dem glücklichen Unternehmen der Holländer waren im Jahre 1599 mehre Bürger Londons zu einer derartigen Handelsverbindung zuſammengetreten, erlangten im Jahre 1600 von ihrer großen Königin den Freibrief der „Londoner Oſtindiſchen Geſellſchaft", und gründeten in Bantam auf Java ihre erſte Factorei, die zweite in Surate, an der Weſtküſte Vorder-Indiens, dann andere in Hinter-Indien ꝛc., auch wurde in dieſem Jahrhunderte der Hafen von Bombay zum Hauptorte des engliſchen Handels in Oſt-Indien. Die Engländer überließen nach manchen auf Java entſtandenen Unruhen gegen eine Entſchädignng ihr Beſitzthum auf Java den Holländern und wendeten ihre Macht von den öſtlichen Inſelgruppen beſonders nach Vorder-Indien. Nach manchem Wechſel und Spaltungen unter den verſchiedenen Handelsgeſellſchaften, die es zu Zeiten jetzt in England gab, trat im Jahre 1708 die United Company ein, die „Vereinigte Geſellſchaft der Kaufleute von England, welche nach Oſt-Indien handeln" und von da an datirt ſich die Macht Englands in Oſt-Indien. Hierbei ſei nur noch bemerkt, daß die im vorigen Jahrhunderte zu Oſtende gebildete, ferner die Schwediſche und die Preußiſche Handelscompagnie nur von kurzer Dauer waren und daß andererſeits in der zweiten Hälfte dieſes Jahrhunderts der ſeinem Urgroßvater Akbar ſo unähnliche, prachtliebende, heuchleriſche, herrſchſüchtige, unduldſame und doch feige Aurengzêb, wie ein Richard III. im Orient, der letzte unumſchränkte Groß-Mogul Indiens war.

Richten wir jetzt den Blick nach China, ſo kam, nachdem der früher erwähnten Mongolen-Dynaſtie eine einheimiſche gefolgt war, welche zwar keine großen Herrſcher, aber auch keinen Würgengel geboten hatte, die jetzige Tſing- oder Taïtſing-, d. h. die reine oder große und reine Dynaſtie auf den Thron. Bei einer Rebellion nämlich hatte ein chineſiſcher General das benachbarte kräftige, ſchon in Bewegung

kriegerische Bergvolk der Mandschu zu Hilfe gerufen. Sie kamen und halfen, aber wie von ihnen wieder loskommen? Jener chinesische Feldherr lud sie nach Besiegung der Rebellen in sein Zelt, rühmte ihre Tapferkeit und Verdienste und schlug zum Beweise der Erkenntlichkeit der Chinesen ihnen vor, nach Peking mitzugehen, da Gold und Silber, schöne Zeuge und zur Verehelichung mit ihren jungen Leuten Mädchen zu erhalten. Die Tataren antworteten sehr verbindlich, daß sie kein Mißtrauen in die Erkenntlichkeit der Chinesen setzten, aber doch, genöthigt zu Stillung der Unruhen, unmöglich eher zurückkehren könnten, als bis die Ruhe völlig wieder hergestellt wäre. Man suchte nun chinesischerseits das drohende Uebel zu verhüten, indem man die Tataren in drei Corps theilte und nur das eine den Weg nach Peking zu nehmen veranlaßt wurde. Die Mandarinen oder Staatsbeamten (man leitet jetzt dieß Wort am wahrscheinlichsten vom Sanskrit- und malayischen Worte: mantrin, d. h. Rathgeber, Minister ab) gingen den Tataren als Befreiern in feierlicher Tracht entgegen, aber kaum hatten diese festen Fuß gefaßt, so besetzten sie die Thore der Stadt mit ihren Wachen und wählten im Jahre 1644 einen chinesischen Kaiser aus ihrer Nation. Nach manchen Gegenkämpfen der Chinesen gewannen sie doch endlich das ganze Reich, wobei Jeder, der nicht als feindlich gegen sie gesinnt gelten sollte, sich nach der Sitte der Mandschu mußte das Haupt bis auf die berüchtigten Zöpfe scheeren lassen, eine Tracht also, welche erst damals unter den Chinesen erzwungen wurde, daher auch von chinesischen Aufrührern der Neuzeit nicht angenommen worden ist. — Unter diesem ersten Kaiser der jetzigen Dynastie kam unter Anderem von Batavia aus eine Gesandtschaft der Holländer nach China, bei welcher es, wie man leicht denken kann, sehr schwer wurde, den Chinesen die Idee einer Republik zu erklären „und that noch zuletzt", schreibt der brave Sekretair der Gesandtschaft, Neuhoff, „die Jugend des Prinzen von Oranien das Beste bei der Sache; immaßen dieselbe also aufgenommen wurde, als ob die jetzige Gesandtschaft an den sinischen Kaiser im Namen des Prinzen und Staats von Holland geschehe, aber in dem Verstande, daß wegen der Jugend oder unmündigen Jahre des Prinzen alle seine Güter wie auch das ganze Land durch den Reichsrath und des Prinzen Mutter regiert würden". Hatten doch auch die Portugiesen unter anderen mißgünstigen Aeußerungen über die Hollän-

der den Chineſen geſagt, daß die Holländer gar kein Land hätten, darauf ſie wohnten, ſo daß die Chineſen ernſtlich fragten, ob es wahr wäre, daß die Holländer Tag und Nacht unter dem Waſſer leben könnten u. dgl. Schon rechnete man jetzt, vor der Ankunft der franzöſiſchen, bald ſehr thätigen und glücklichen Väter, in der Provinz Nankin auf 100 chriſtliche Kirchen und auf 100,000 Chriſten.

Jedoch ich ſchließe die Geſchichte des erwähnten Jahrhunderts mit dem trefflichen zweiten Kaiſer dieſer Dynaſtie, mit Kang-hi, d. h. tiefer Friede; bemerken Sie nämlich wohl, daß dieſer Name, gleichwie der anderer chineſiſcher Beherrſcher dieſer Zeiten (und ein Gleiches iſt in Japan angenommen), nicht Name der Perſon, ſondern das Programm, wie der Wahlſpruch iſt, welchen der Regent bei ſeiner Thronbeſteigung annimmt. Kanghi regierte, in der That nach dieſem Programme von 1662 bis 1722. Als ſein Vater, von den Pocken ergriffen, ſeine Kinder fragte, welcher von ihnen Stärke genug in ſich fühle, die neu errungene Krone zu tragen und der älteſte ſich über ſeine Jugend entſchuldigt und den Vater gebeten hatte, ihn von der Nachfolge zu dispenſiren, hatte Kanghi, der jüngſte, noch nicht acht Jahre alt, ſich vor dem ſterbenden Vater niedergeworfen und mit Feſtigkeit erklärt, er halte ſich für ſtark genug, die Regierung zu übernehmen und wenn er die Beiſpiele ſeiner Ahnen im Auge behalte, ſo hoffe er zur Zufriedenheit der Völker zu regieren. Darauf ernannte ihn der Vater unter einſtweiliger Vormundſchaft von vier Großen des Reichs zum Thronfolger. — Fortwährend beſchäftigt, ſagen die Miſſionäre, ſich zu unterrichten, führte er ein thätiges Leben, in welchem jeder Augenblick würdig ausgefüllt war, ſei es ſich in den Waffen zu üben oder die Wiſſenſchaften zu ſtudieren. Als Krieger zeigte er ſich tapfer, doch immer zum Frieden geneigt und gegen die Beſiegten mild. Unermüdlich in der Sorge für die Staatsverwaltung durfte er im Alter vor dem Volke ſagen: „Konnte ich, da ich noch an der Spitze der Truppen ſtand, dennoch den Tag über wol 3—400 Vorſtellungen leſen, was ſollte ich denn jetzt nicht höchſtens 40 in derſelben Zeit durchleſen können? Nein, ein Fürſt muß eine Sache niemals ſorglos und nachläſſig behandeln". Dabei ließ er ſich oft von den Miſſionären Vorleſungen über Aſtronomie, Geometrie, Logik, Phyſik u. dgl. halten, ja erfreute ſich mit ſteigendem Intereſſe der Logarithmen. Denn hatten

ch die Chineſen ſeit einer langen Reihe von Jahrhunderten, ja ſeit Jahrtauſenden ſich ziemlich gute Verzeichniſſe und Karten der Sterne macht, war ihnen auch längſt der Unterſchied zwiſchen Planeten und Fixſternen, wie die Bewegungen jener nicht entgangen, hatten ſie ſogar durch Beobachtungen der Perioden in den Sonnen- und Mondfinſterniſſen dieſelben in Etwas vorausſagen lernen, geben endlich ihre Bücher in achtenswerther Weiſe, und noch heute mehrfach für uns nützlich, das Erſcheinen und Verſchwinden mancher dageweſenen Kometen an, ſo war dieß Alles doch nur Sache roher, unvollkommener Erfahrung und Kanghi ſehnte ſich, tiefer in dieſe große Angelegenheit hineinzuſchauen. Ebenſo lernte er Feldmeſſen, immer die Praxis mit der Theorie verbindend, errichtete in ſeinem Palaſte Ateliers für Malerei, die er gleichwie Muſik ſehr liebte und förderte, für Skulptur u. dgl. und beſuchte, fragte und ermunterte die Künſtler bei ihrer Arbeit. Er ließ auch von den Miſſionären die große Reichskarte fertigen, welche die Grundlage aller unſerer Karten des chineſiſchen Reichs geworden iſt. Große Sorgfalt verwendete er ſodann auf Flußbauten, Kanäle, Behandlung des Feld- und Gartenbaues u. dgl. Er bezeigte, früh der Aeltern beraubt, eine in der That rührende Pietät gegen ſeine Großmutter und war ſelbſt der ſorgſamſte, liebevollſte Gatte und Vater. In Bezug auf Religion war er treuer Buddhiſt, aber ſehr duldſam gegen Menſchen anderen Glaubens. „Wer das Gute will, ſprach er, kann immer verſichert ſein, vom Himmel beſchützt zu werden. Wir, die wir täglich den Roſenkranz Foë's (Buddha's) in die Hand nehmen, verbinden, wenn wir die Kügelchen beim Gebete abrollen, mit dieſer Handlung die Abſicht, uns zum Guten zu entſchließen, was könnte ſonſtdieß das Beten des Roſenkranzes helfen?“ Wol aber erzürnten ihn und verbitterten ihm den Lebensabend die ſchon früher erwähnten zudringlichen Fragen der Jeſuiten: ob wirklich der chineſiſche Tien der freie Schöpfer Himmels und der Erde ſei u. dgl. mehr, ſo wie die Zänkereien der Jeſuiten und Dominikaner unter einander und die Beſchuldigung ſeiner Ketzerei und Verdammung von Seiten Roms. Er ſtarb im Jahre 1722 in Folge einer Erkältung auf der Jagd, welche er ſehr liebte. Welch ein erhebender, ſchöner Ausdruck ſeines Sinnes und Weſens iſt, was er in hohem Alter ſchrieb: „Als ich jung war, flehte ich zum Himmel, daß er mich ſo lange leben laſſen möchte, bis

meine Haare bleichten und meine Zähne gelbten; und jetzt, da mein Wunsch erfüllt ist, sollte ich mich darüber beklagen, daß ich so alt geworden bin?" „Kanghi, sagt der treffliche P. de Mailla, war einer der größesten Menschen, deren der Thron von China sich rühmt; man sahe nichts in seiner Person, was nicht des mächtigsten Monarchen Asiens würdig gewesen wäre. Eine mehr als mittelmäßige und gut proportionirte Taille, wohlgebildetes und volles Gesicht, lebhafte und mehr geöffnete Augen als bei der Mehrzahl der Chinesen, breite Stirn, ein wenig adlerartige Nase, schöner Mund, graziöse und sanfte Miene, aber majestätisch und groß. Dieß vortheilhafte Aeußere kündigte bei diesem Monarchen eine Seele an, welche ihn zum absoluten Herrn seiner Leidenschaften werden ließ; ein lebhafter und durchdringender Geist, ein gesundes und solides Urtheil, ein glückliches Gedächtniß, dem nichts entging". Er protegirte sehr die christliche Religion, aber, wie er selbst sagte, unter der Bedingung, daß es nun keine weiteren, feindseligen Zänkereien und Dispüte geben sollte.

So sind wir auch hier unvermerkt, mit Kanghi nämlich, in ein neues Jahrhundert, das von 1700 bis 1800 nach Chr. hinübergegangen; es charakterisirt sich dieses in Bezug auf China durch die Zurückwerfung der Christen nach Macao wie durch den edlen Kaiser Kien-long, den würdigen Zeitgenossen Friedrichs des Großen wie Joseph des II., und für Indien durch das Sinken der Großmogul wie durch die Gründung des angloindischen Reiches.

Der Sohn und Nachfolger Kanghi's erließ, nachdem durch Abgesandte mittelst eines Breve des Papstes die chinesischen Ceremonien als heidnisch und ketzerisch waren verdammt worden, im Jahre 1723 ein Decret, durch welches die Christen am Hofe, die sich als nützlich erwiesen hätten, in Peking gelassen, die übrigen aber mit Demolirung ihrer Kirchen nach Macao gewiesen wurden. „Was würdet denn ihr, sprach er zu den Missionären, wol sagen, wenn ich eine Truppe Bonzen oder Lama's in euer Land schicken wollte, um ihre Lehre dorthin zu verbreiten und eure Sitten zu ändern? es darf an den Anordnungen unserer Weisen durchaus nichts geändert werden; meine Regierung wenigstens soll in diesem Punkte kein Vorwurf treffen" (hatten es doch auch die Jesuiten zum Theil in politischer wie in moralischer Beziehung, selbst in Renitenz gegen die päpstlichen Befehle arg in China

gemacht). — Dieß Loos der Chriſten änderte ſich auch, ungeachtet mancher bisweiligen Vergünſtigungen, nicht weſentlich unter dem ehrwürdigen Kien-long, welcher ſeinem edlen Großvater Kanghi nacheiferte und redlich jenes Namens, des Programms ſeiner Regierung, d. i. Wohlthat des Himmels, nicht unwürdig zu ſein ſtrebte. Im Alter von 26 Jahren zur Regierung gekommen, bewies er in einer 60jährigen Regierung unter faſt nie getrübter Geſundheit, aber auch in größter Mäßigung, da er nie berauſchende Getränke genoß und nur im höhern Alter auf Anrathen der Aerzte Mittags und Abends etwas Warmes zu ſich nahm, eine bewundernswürdige Spannkraft des Geiſtes. Früh mit Aufgang der Sonne, ſagen die Miſſionäre, die Leute der engliſchen Geſandtſchaft gleichwie heimiſche Bücher, gab er ſeinen Miniſtern und Anderen vier bis fünf Stunden lang Audienzen und empfing Alle, welche Zutritt zu ihm hatten; den Reſt des Tages über war ſein Cabinet überall; im Spazierengehen, im Wagen, in ſeinen Gärten, im Schauſpiele ſelbſt las er Vorſtellungen und Denkſchriften ſeiner Unterthanen. Seine Erheiterung, wenn er vom Tiſch aufſtand, war, die Pläne zu den öffentlichen Arbeiten, die Verſchönerungen, welche er befohlen, die Geſchenke, welche ihm gebracht worden oder die er machen wollte und die Arbeiten, welche aus ſeinen Werkſtätten und Manufacturen hervorgegangen waren, in Augenſchein zu nehmen. Große Sorgfalt richtete er theils auf die Eroberung mehrer Länder, der Dsungarei, Turkeſtans ꝛc., theils auf die Beruhigung mehrer lange in Aufſtand befindlichen, insbeſondere der ſüdlichen Provinzen und ſahe ſich ſo endlich in ungeſtörtem Beſitze des großen Reiches. Dabei hatte er unter Anderem die Freude, gegen eine halbe Million Oelöthen, welche einſt an die Ufer der Wolga waren verſprengt worden und unzufrieden mit dem ruſſiſchen Regimente nach achtmonatlichem Marſche ſich bis an den Balkaſch-See durchgeſchlagen hatten, wieder in die Strahlen ſeines Thrones zurückkehren zu ſehn, welches Ereigniß er durch ein Monument mit einer von ihm ſelbſt in vier Sprachen verfaßten Inſchrift feierte. Glücklich für ihn war auch folgender Umſtand. Auf ſeine Einladung kam der Dalaï Lama, 3 Jahre nach dem ähnlichen Zuge Pius VI. nach Wien, im J. 1782 nach Peking, ſtarb aber daſelbſt an den Blattern in Ekel erregender Weiſe. Dieß gab nun freilich dem Glauben jener Völker: der Buddha ſtirbt nicht! einen harten Stoß, verſchaffte aber auch dem Kaiſer gute Gelegenheit,

sich in die Wahl des neuen Buddha zu mischen. Viel that Kienlong auch für Förderung der Literatur; ebenso ausgezeichnet war ferner sein frommer Sinn, wie er trefflich als Sohn, Gatte und Vater war. In ihm erreichte die Mandschu-Dynastie wol die Höhe ihres Glücks und ihres Ruhms, und so sagte er denn am Schlusse seines Lebens († im J. 1799): „Ich verlasse jetzt die Erde, mich mit den Seelen meiner glorreichen Ahnen im Himmel zu vereinen, ohne daß ich einen Wunsch hätte, der nicht erfüllt, ein Verlangen, dem nicht genügt wäre."

In Indien wankte jetzt der Thron der Großmogul mehr und mehr, längst erschüttert durch Kämpfe mit den Mahratten im Dekhan und durch die mächtigen Sikh, einer religiösen, den Muhammedanern sehr feindlichen Sekte um Lahore im nordwestlichen Hindustan, gleichwie durch einen verheerenden Einfall der Perser, bis der letzte Herrscher dieser Dynastie den Engländern Bengalen für einen Jahrgehalt verkaufte und als Pensionär derselben starb. Kluger Weise richtete nun die Englisch-ostindische Compagnie, um Besitz zu erlangen und diesen zu erweitern, zunächst auf den Osten Vorder-Indiens, auf Bengalen und die Koromandelküste. Bald mußte es hier zu einem Kampfe zwischen den Engländern und Franzosen kommen, zu einer Entscheidung, welche von diesen beiden Nationen aus Vorder-Indien weichen müsse; der für die Franzosen sehr nachtheilige, ja schmachvolle Friede von Paris entschied endlich im Jahre 1763 für Letzteres. Die durch Kämpfe, Kauf u. dgl. immer eifriger betriebene Erwerbung und Erweiterung des Besitzes brachte indeß die Englisch-ostindische Compagnie bald in große Unruhe und sogar in Schulden, und nicht lange, so wurden in England immer lauter die Klagen über Bedrückung und Bereicherung der englischen Beamten in Indien. So kam es, daß endlich im Jahre 1784 Pitt die berühmte Bill ins Parlament brachte, vermöge welcher die Verwaltung in Indien sehr entschieden unter Controle der englischen Regierung kam. Am Schlusse des Jahrhunderts war Marquis Wellesley, Bruder des bekannten Lord Wellington, General-Gouverneur von Indien. Um diese Zeit nahmen die Engländer den Holländern auch die reichgesegnete Insel Ceylon ab, wie denn überhaupt die Macht der Holländer durch die Briten mehr auf die östlichen Besitzungen zurückgedrängt wurde. Dieß gilt auch in Betreff Hinter-Indiens, nur daß man sich Englischerseits einige wichtige

Stapelplätze auf und bei Malakka sicherte. — So kam das jetzige Jahrhundert heran.

Nachdem nun im Jahre 1834 das Monopol der englisch-ostindischen Compagnie war aufgehoben und jedem Unterthan der englischen Krone war gestattet worden, nach allen Häfen China's hin Handel zu treiben, so stieg der Leib und Geist vergiftende Opiumhandel aus Indien nach China hin aufs Fürchterlichste. Bald kam es zu dem sogenannten Opiumkriege zwischen den Chinesen und, wie ein chinesischer Beamter sich Anfangs ausdrückte, zwischen „den rothhaarigen Barbaren, welche weit entfernt von der Kultur des Himmelreiches, doch im Feuergewehre Teufelskerle sind", und in dem darauf folgenden Frieden, in welchem die Engländer „ausgezeichnete Fremde" genannt wurden, gestattete man ihnen, in fünf eröffneten Häfen, unter denen sich der großartige Hafen von Schanghai immer mehr erhebt, des Handels wegen zu wohnen, ihre Familien mitzubringen u. dgl. Seitdem hat sich mit wechselndem Erfolge, aber auch wiedergekehrten Feindseligkeiten China den Europäern und Nordamerikanern etwas mehr geöffnet, hat aber auch durch einen innern, noch keineswegs beendigten Aufstand sehr gelitten, welcher durch einen ursprünglichen Dorfschullehrer angeregt, anfangs mehr eine religiös-schwärmerische Richtung hatte, dann aber entschieden gegen die jetzige Mandschu-Dynastie sich gekehrt hat, während in neuester Zeit, auch in Folge einiger seit Jahrhunderten wühlender geheimer Gesellschaften, noch ein anderer Aufstand im Innern des Reichs sich erhoben hat, wie denn grade in diesem, dem absolutistischstem Staate am öftersten, in dem einen Jahrhundert an vierzehn, Rebellionen stattgefunden haben. — Wie bedeutend übrigens der Handel mit China ist, erkennt man daraus, daß im Jahre 1856—1857 England allein und seine Kolonien, also ungerechnet des Handels der Russen, Nordamerikaner u. a., gegen 88 Millionen Pfund Thee und über 74,000 Ballen Seide aus China führten und dabei über 7 Millionen Dollars baar in Silber nach China wandern mußten; ja im Jahre 1861 wurden allein in Shanghai, freilich dem Hauptstapelorte für diesen Artikel, 78,000 Ballen Seide ausgeführt.

Großartig hat sich in neuerer Zeit das kräftige, blühende Reich von Japan mehr geöffnet, welches lange Zeit nur den Holländern und zwar in beschränkter Weise zugänglich war; jedoch wird es dort

wol noch zu manchen Erschütterungen kommen, ehe den Fremden der Zugang völlig gesichert ist. Aus der Vergangenheit ist hier noch zu erwähnen, daß ein Seogun, aber wie er jetzt gewöhnlich genannt wird Taikun, einst aufhörte dem Dairi oder Mikado seine Huldigung darzubringen, als der Letztere in einer Erbitterung die Hand an seinen Bogen legte, um den Seogun zu tödten. So hat auch hier die weltliche Macht endlich den Sieg über die geistliche erlangt, jedoch scheint in neuester Zeit unter inneren Parteiungen die Geltung des Mikado wieder etwas zu steigen. Man vergesse aber bei einem Blicke von Japan nach China nicht, daß das kräftige Insularvolk unter seinen zum größten Theile den chinesischen nachgebildeten Instituten Jahrtausende lang in Frieden sich hat entwickeln können, während China dort von den Mongolen, hier von den Mandschu und oft von inneren Stückelungen ist heimgesucht worden, so daß der Chinese zwar Stolz über seine vaterländischen Einrichtungen, aber weniger National- und Stammgefühl hat.

In Indien breitete sich nach manchen Kämpfen der Briten mit den muthigen Mahratten und den tapfern Sikh, namentlich mit Runschit Singh, „dem Löwen von Lahore", die Herrschaft der englisch-ostindischen Compagnie immer weiter aus. Manche edle und doch vielleicht zu rasch nach einander erfolgende Verordnungen einiger ausgezeichneten Generalgouverneure, z. B. um das fürchterlich lastende Kastenwesen zu entfernen, ebenso die unmenschlichen Wittwenverbrennungen, da man jährlich mehr als 30,000 Sati, d. h. tugendhafte Weiber zählte, welche sich in die Flammen stürzten, um jenseits mit ihren Gatten wieder vereinigt zu werden, dieß und Aehnliches, gleichwie das bisweilen allerdings sehr drückend gewesene, immer schwere Joch einer Fremdherrschaft hatte die Hindu und ohnedieß die fanatischen Muhammedaner nach und nach zu dem Wahne entflammt, als legten es die Briten auf die Bekehrung Aller, Muhammedaner und Hindu, an. So entstand der schauerliche Aufstand vom Jahre 1857, welcher in Zuckungen noch lange andauerte, und im Jahre 1858 hörte endlich die englisch-ostindische Compagnie ganz auf, eine regierende Körperschaft zu sein; sicher, wie die That bezeugt hat, zum Glücke Indiens ging so alle Regierung des Landes von der Handelsgesellschaft an die Krone Englands über. So sehen Sie jetzt fast ganz Vorder-Indien unter der Herrschaft der Engländer, welche selbst in religiöser Beziehung vielen Sekten, z. B.

den schon erwähnten Dschaina's, die nach Verdrängung des Buddhismus aus der Halbinsel mehr hervorgetreten sind, den Guebern u. a. volle Freiheit gegeben und schon manche sehr wohlthätige Institute ins Leben gerufen haben. — Auch zeigt Ihnen ein Blick auf die Karte, wieweit die Engländer an der Küste von Hinter-Indien ihre Herrschaft ausgebreitet haben, was im Jahre 1826 durch den Frieden von Yandabo, einer Stadt im Birmanenreiche, geschahe. Haben wir in diesen Vorlesungen immer nur flüchtig von den zum Theil überaus reich gesegneten Ländern Hinter-Indiens, z. B. von Siam mit seiner äußerlich prächtigen, goldgeschmückten Hauptstadt Bangkok, geredet, so liegt die Ursache darin, daß diese Völker, soviel wir wissen, zu keiner Zeit selbstständige Kultur entwickelt und niemals, wie doch z. B. Java, besondern Theil am allgemeinen Weltverkehre genommen haben.

So stehen wir, Hochverehrte und Geliebte, am Schlusse von der Uebersicht der Geschichte Ost-Asiens, welche ich beim engen Raume dieser sechs Vorlesungen in gedrängten Umrissen Ihnen zu geben bemüht gewesen bin, stehen nun an der Betrachtung der jetzigen Beschaffenheit dieser Völker, ihrer Sitten und Einrichtungen. Wie viele Fragen hätten Sie da wol noch an mich zu richten, wie viele Antworten möchte ich Ihnen geben, wie manche könnte ich auch nicht geben. Aber ich habe nur übernommen, Sie zu einem Ueberblicke über die Geschichte dieser Völker anzuleiten und so Ihre Theilnahme für diesen hochwichtigen und bisher noch zu wenig allgemeinhin bekannten Theil der Menschengeschichte in Anspruch zu nehmen, und muß diejenigen, welche das gegenwärtige Leben dieser Völker zu kennen wünschen, unter vielen Anderen — denn die betreffende Literatur ist sehr groß — auf die Reisebeschreibungen von Graul, von Huc, von Werner (Reise der preußischen Expedition ꝛc., einem Buche von diesem Jahre) und von Spieß, so wie auf das ausgezeichnete Buch von Davis (Chine, la Chine) ꝛc. verweisen.

Nur gestatten Sie mir, noch einige allgemeinere, wichtige Bemerkungen, zum Theil Rückblicke zu machen.

Fragt man nämlich im Hinblicke auf jenes wundersame Gedicht unseres großen Göthe: „Die Geheimnisse", mit den tiefgehenden Andeutungen über den eigentlichen Sinn dieses Gedichts, welche er selbst giebt;*) — fragt man, was China dem Humanus, dem obersten der

*) Man lese dieses wundersam großartige Gedicht im zweiten Bande von Gö-

dort verſammelten Ritter, über ſeinen Beitrag zur Menſchenbildung zu berichten hat; ſo iſt vorerſt ganz klar, daß China für die Geſchichte der Menſchheit ganz einzig darin iſt, daß wir kein Volk der Erde kennen und haben, welches geſchichtlich betrachtet in Sage, Sprache, Naturell und Schrift ſo entſchieden von keinem andern Volke abgeleitet werden kann, als das durch hohe Wüſten im Norden, durch ungeheure Bergländer im Weſten und durch das Meer in Süd und Oſt völlig geſchiedene Volk der Chineſen, kaum Ein Volk, in deſſen früheſte Geſchichte wir noch ſo klar und ohne hinreichenden Widerſpruch zurückgehen können, keines, welches ſich, als von anderen Völkern unberührt, ſo rein aus ſich ſelbſt hat entwickeln können, keines, in deſſen Geſchichte wir daher auch, bei der frühen ſtarrgewordenen Feſtſtellung ſeiner eigenthümlichen Formen, ſo tiefe Blicke in das allmähliche Fortſchreiten deſſelben aus den Anfängen des Kindesalters zu thun vermögen.

Höchſt denkwürdig iſt dabei immer das in der geſammten Geſchichte der Chineſen bezeugte und ſchon in ihrer Schädelbildung ſich andeutende Vorherrſchen der Richtung des Geiſtes auf das Sinnlicherkennbare, auf das, was der Verſtand ohne höhere Ideen des Ueberſinnlichen, des Abſoluten und Ewigen, erreichen kann; daher in dem betriebſamen und fleißigen Volke die vielen frühen Erfindungen, ſelbſt die ehrwürdigen Vorſchriften und Betrachtungen über kindliche Ehrerbietung u. dgl., in Zeiten und in einer Weiſe, wo und wie wir dieß in vieler Beziehung noch nirgends ſo ausgebildet finden, aber auch ihr Mangel an Gedanken des Vollkommenen, über die Sinne hinausliegenden in Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft. Jedoch beachte man auch hierbei das Tröſtliche, daß die Chineſen, wenn ſie auch um ihrer jahrtauſendelang höheren Kultur, als ſie deren die umliegenden Völker ſich erfreuen ſahen, in hochfahrendem Nationalſtolze ſich wiegten, bis die angekommenen Europäer den Nimbus in Etwas zerſtreuten, dennoch das Höhere, Abſtraktere, ja Abſolute gern annahmen, ſobald es in einer ihnen erkennbaren und annehmlichen Form geboten wurde. Werden wir nun auch von dort keine Kultur erhalten, dennoch iſt das chineſiſche Volk eines der wenigen und bedeutſamſten Kulturvölker des fernen Oſtens; immer bleibt die Gründung ihres geſammten Staatsweſens

the's ſämmtlichen Werken, ganz beſonders aber auch die Aufklärungen, welche Göthe *ſelbſt am Schluſſe* dieſes Bandes giebt.

auf die Verhältnisse des Vaters zu den Kindern, auf die bis in die höchsten Kreise des Volkes ansteigende kindliche Ehrerbietung, mit ihr eine frühe und tiefe Werthschätzung der Gelehrsamkeit und Wissenschaft, insbesondere ihr Eifer für zuverlässige Geschichte ihres Volkes u. dgl. hochachtenswerth, ja musterhaft. — Vieles hiervon mag nun gewiß von den noch kräftigeren Japanesen gelten, nur daß wir ihre Geschichte, Literatur und Einrichtungen noch nicht genügend kennen.

Die lichterfarbigen arischen Inder aber, welche einst von Westen her in ihr jetziges Land, Vorder-Indien, einwanderten und die dunkelfarbigen Urstämme theils unterjochten, theils an die südlichen und nördlichen Gebirge zurückdrängten, sind schon darum für die Geschichte der Menschheit höchst denkwürdig, weil wir bei keinem Volke der Erde so klar und entschieden den großen Einfluß sehen, welchen das Klima auf den Menschen hat. Aus lebensfrohen, kräftigen und selbst kampflustigen Hirtenstämmen wird an den feuchtschwülen, ermattenden Niederungen des Ganges ein weicheres, zu tieferem Sinnen, ja zur Beschaulichkeit geneigteres, sogar vielfach das Leben wie eine Last betrachtendes Volk. Höchst denkwürdig ist sodann die Sprachverwandtschaft, welche wir europäischen Völker mit ihnen haben, und die nach der großen Entdeckung der letzten Jahrzehnde unverkennbar darauf hinweist, daß unsere Vorväter einst in grauer Vorzeit mit den ihrigen auf den Hochebenen Asiens zusammensaßen, jedoch beiderseits von den nördlichen und östlichen Stämmen (Mongolen, Chinesen ꝛc.), wie von den südwestlichsten (den Arabern, Hebräern, Aegyptern u. a.) geschieden. Glücklicher organisirt, wie sich schon in ihrer Schädelbildung verkündet, als die Chinesen, denen die hohe Wölbung des Oberkopfes abgeht, als ferner die Mongolen, Japanesen und alle die Völker, welche wir, selbst mit Anschluß des größten Theiles der Hinter-Inder, zu der sogenannten mongolischen Menschenrasse rechnen, noch glücklicher ferner ausgerüstet, als die im indischen Archipelagus verbreiteten Malayen bis hin zu den Papuas der hinteren südlichen Inseln, — glücklicher, sagten wir, organisirt, denn „Gott giebt den Geist, wie die Schrift spricht (Joh. 3, 34), nicht nach dem Maße", d. h. nicht nach einerlei Maße, haben die arischen Inder in tiefgehenden Spekulationen über den Anfang und das Ziel aller Dinge unter vielen bedeutsamen philosophischen Systemen, gleichwie in mehren für jede Zeit preiswürdigen Werken der Dichtkunst, in

manchen Wiſſenſchaften, z. B. Grammatik, Aſtronomie u. a. eine bedeutende Kultur entwickelt. Leider vermochte der Buddhismus, welcher bald eine Menge von Mythen aufnahm und bildete, nicht, das von dem einſt mächtig ſich erhebenden Brahmanenthum auferlegte Joch der laſtenden Kaſteneintheilung zu ſprengen; ſondern unterlag, in ſeinen Kämpfen mit dem Brahmanenthum, in Vorder-Indien, ſeiner Heimat, während er, allerdings auch mit Annahme mancher kraſſeren Form, ſich über die meiſten Länder Oſt-Aſiens ausbreitete. Vor dem „Humanus" konnte freilich das indiſche Weſen in jener ſeiner Kaſteneinrichtung, welche einer alle Stände durchdringenden Veredelung den Zugang verſchloß, gleichwie in ſeiner wunderlichen Seelenwanderungslehre, auf die Dauer nicht beſtehen. Doch bleibt es immerhin für die Völker aller Zeiten warnend, wie dieß liebe Volk durch ſeine nur ſelten unterbrochene Zerſtückelung, obſchon dieſelbe mehrfach zu Zeiten die Kultur des Volkes gefördert hat, doch in ähnlicher Weiſe als das Volk der Hellenen, welches auch einſt wie die Lehrer der umwohnenden Völker war, zu wiederholten Malen leicht eine Beute fremder Eroberer geworden iſt.

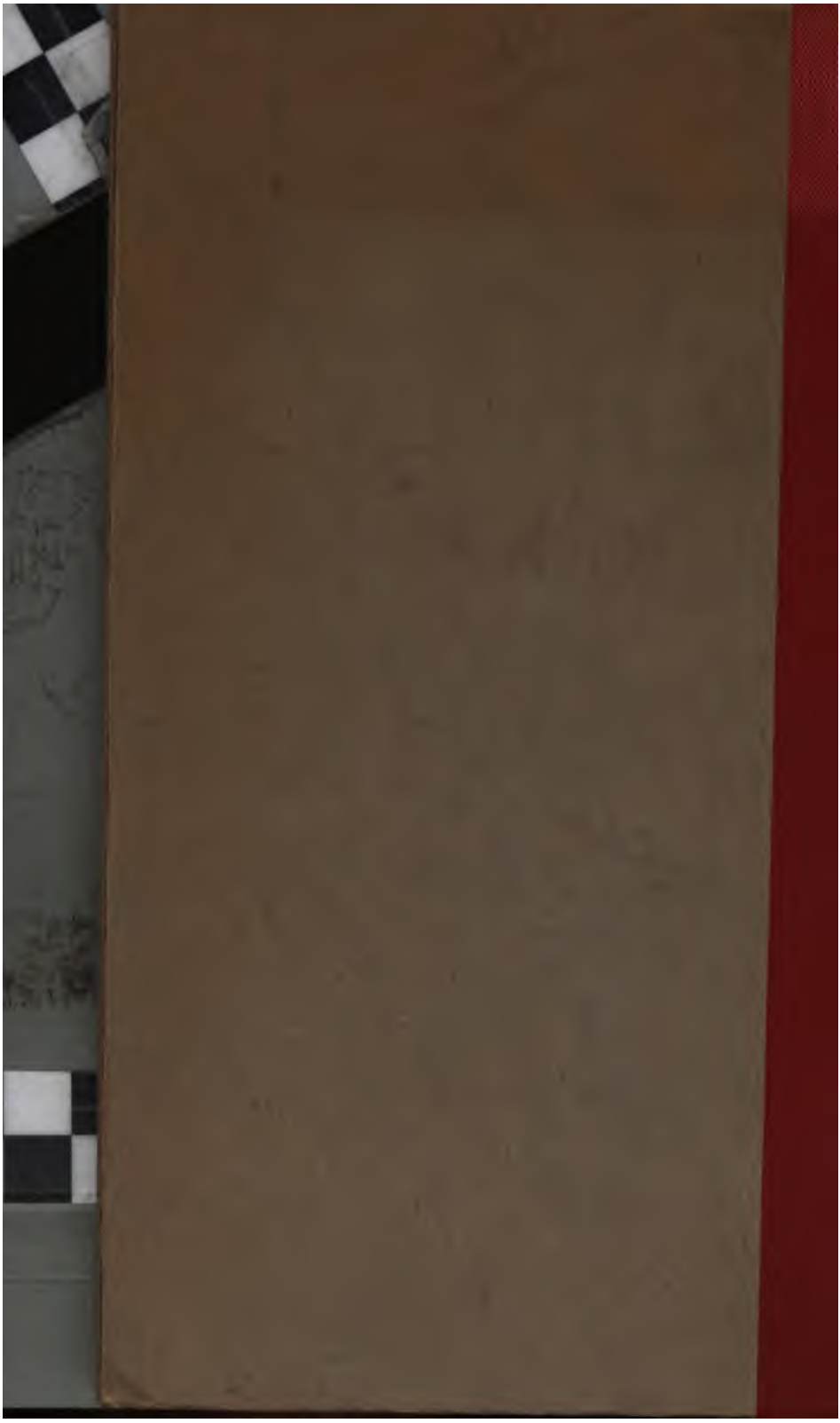
Unter den Inſeln des indiſchen Archipelagus, unter welchen noch immer Java die Hauptrolle, dazu jetzt Singapore (welches noch vor 40 Jahren ein unbedeutender Flecken war und jetzt im Beſitze der Engländer eine Inſel von mehr als 100,000 Einwohnern iſt), ſind mehre, in deren Mitte noch die dunkelfarbigen, ſogenannten Negriten, wahrſcheinlich die Stämme der Urbewohner, um dieſe die angewanderten lichteren Malayen und um oder neben dieſen die ebenfalls einſt in früheren, zum Theil ſpäteren Zeiten angewanderten ariſchen Inder, Araber und große Schaaren von Chineſen ſich finden. Auf einigen dieſer Inſeln ſind noch jetzt menſchenfreſſende Stämme, wo aber doch z. B. die Häuptlinge der Battavölker auf Sumátra im Jahre 1811 ſich ſchämten, dieß zu ſagen, und wo auf den einſt unter Griechen und Arabern übelberüchtigten Nikobariſchen und Andáman-Inſeln die neueſten Reiſenden nicht ſowol völlig rohe, als von Gewaltthätigkeiten mancher früheren Seefahrer zurückgeſchreckte und eingeſchüchterte Menſchen fanden. Haben doch Muhammedaner und Chriſten ſeit Jahrhunderten auch eine große Schuld in Bezug auf dieſe Völker, welche ja *von ihnen* oft kaum als Menſchen angeſehen und behandelt worden

und deren Länder sie oft nur auszusaugen bemüht gewesen sind. Gott Lob, daß jetzt endlich ein Besseres für die Völker jener Inseln auflebt!

Hier bietet sich nun ein weites Feld zu reichen Segnungen für die Sache Jesu. Es geht ein Strom der Civilisation um die Erde. Unaufhaltsam dringt eine höhere Kultur, wir nennen es das christlich-europäische Wesen, unter diese Völker, d. h. die Geistesbildung, welche im Verein von dem Evangelium, welches einst von Judäa ausging und von Wissenschaft, welche Gott beim Gange über Hellas erweckte, unter den Europäern ins Leben getreten ist. Möchten nur die christlichen Missionsanstalten die lauten Klagen kundiger Reisenden und Beamten nicht oft überhören, daß namentlich von den protestantischen und am allermeisten von den nordamerikanischen Missionaren — die katholischen sind hierin im Allgemeinen klüger und bedeutend glücklicher — das Heil vorherrschend in Verbreitung christlicher Dogmen auch da oft gesucht wird, wo die Menschen noch gar keinen Begriff von Besitz, von Ackerbau, Gewerbe u. dgl. haben! Offen bekenne ich auch hier wie in meinem größeren Werke, daß mir jederzeit die mährischen Brüder, die Herrnhuter, in dieser Beziehung die achtungswürdigsten gewesen sind, welche nicht zuerst und vorherrschend durch die Lehren, die oft jenen Völkern unbegreiflichen und zum Theil ihrer ganzen Denkweise widerstehenden Lehren, sondern vorerst durch Gewöhnung an christliche Sitte Eingang suchen. Wie mahnend steht hier das Wort und Vorbild des Apostel Paulus, da er (1. Kor. 9, 22 ꝛc.) schrieb: „Den Schwachen bin ich geworden als ein Schwacher, auf daß ich die Schwachen gewinne; ich bin Jedermann Allerlei geworden, auf daß ich allenthalben ja Etliche selig mache; Solches aber thue ich um des Evangelii willen, auf daß ich seiner [seines Heils] theilhaftig werde."

Aber siegen wird das Wort und der Geist des Herrn, so gewiß als Gott den Menschen fähig und empfänglich für das Höhere, Göttliche gemacht hat, so gewiß wir ferner im Walten Gottes vertrauen dürfen, daß die Christen mit verdoppelter Demuth und Verständigkeit als ihre heilige Pflicht erkennen werden, zunächst in der Vollendung des Geistes und Gemüthes nach dem Worte und Vorbilde Jesu das Heil für sich und ihre fernen Brüder zu suchen, und so gewiß endlich wir Menschen alle Größeres ja nicht erstreben können, als daß „ein Jeglicher gesinnt sei wie Jesus Christus war" (Phil. 2, 5).

LANE MEDICAL LIBRARY

This book should be returned on or before
the date last stamped below.

D
303.4
K21
1964
LANE
HIST